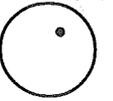


Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e.V.



TOP 16



Und es lohnt sich doch!!

Nachdem wir im Editorial unserer letzten Ausgabe unschwer als leicht schwermütig zu erkennen waren, sind wir angenehm überrascht von der Vielfalt der Beiträge, die uns sowohl von Arrivierten als auch von Newcomern zugesandt worden sind - zugegeben, manchmal nach leichtem Anschub von unserer Seite. Vielen Dank dafür!

Vielen Dank an alle, die diese volkskundlichen Berichte mitgestalten, kommt aus einer ganz anderen Ecke der Welt: aus Kalifornien. Eine ehemalige Volkskundestudentin - Katharina Woodman, geb. Bunte - hat uns einen Brief geschrieben, den wir hier ob seiner Einmaligkeit und positiven Bestärkung auszugsweise abdrucken:

... nach mehreren Jahren der Mitgliedschaft möchte ich Ihnen ein ganz großes Lob aussprechen für TOP! Die Publikation ist leider das einzige, was ich von der Gesellschaft mitkriege, da ich ein bißchen weit vom Schuß bin, um an Veranstaltungen teilzunehmen. TOP allerdings vermittelt mir hervorragende und interessante Berichte von der Arbeit der Gesellschaft und der s-h Volkskunde, die ich mit großem Eifer verfolge, Auf diese Weise erfuhr ich von Herrn Sievers' Emeritierung, was mich als eine seiner Ex-Studentinnen sehr interessiert.

Ich freue mich auch immer, Namen ehemaliger KommilitonInnen zu entdecken - Vibe mit dem schwarzen Hund, z.B., die bei der Ungarn-Exkursion mit Herrn Köstlin dabei war (vor mehreren Jahrhunderten, wie es scheint!).

TOP ist im Laufe der Jahre immer besser und professioneller geworden! Die jetzige Aufmachung und der neue Schrifttyp sind wirklich schön und angenehm zu lesen.

Soweit die Grüße aus Kalifornien, die wir hiermit in aller Öffentlichkeit von Herzen zurücksenden.

Daß nebenbei auch noch mit dem Brief eine Geschenkmitgliedschaft abgeschlossen wurde, könnte durchaus Nachahmer finden, zum Wohle der Beschenkten als auch der GVSH.

Jochen Storjohann

PS: Es scheint sich immer noch nicht festgesetzt zu haben, daß dieses Editorial offen ist für alle! Hat niemand das Bedürfnis, dieses Forum zu nutzen?

Top 16

Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

7. Jahrgang

Dezember 1997

Top ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliederschaft.

TOP informiert regelmäßig über: Volkskundliche Arbeitskreise, Archive, Aufsätze, Auktionen, Ausstellungen, Bücher, Doktorarbeiten, Examensarbeiten, Exkursionen, Feste; Filme, Forschungsergebnisse, Karikaturen, Kongresse, Magisterarbeiten, Museumskonzepte, Presseartikel, Radiosendungen, Sammler, Stellenangebote, Tagungen, Volkshochschulangebote, Vorankündigungen, Vorlesungsverzeichnisse, Vorträge, Witze, Zeitschriften.

Alle mit Namen gezeichneten Beiträge von Mitarbeitern und Lesern sowie Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder.

Wir möchten alle, die sich mit Kultur- und Sozialgeschichte des Volkes beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Typoskripte oder besser Disketten (in allen Formaten) bitte an:

Vibe Punger, M.A., Hof Kroog 4, 24146 Kiel; Tel.: 0431-789192

Redaktionsschluß für das nächste Heft ist der

15. März 1998

Titelbild: Mädchendarstellung in der NS-Zeit. (Foto: privat)

TOP 16/1997

Herausgeberin: Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Redaktion: Elisabeth Jacobs M.A., Stefanie Kemp M.A., Vibe Punger M.A., Manuela Schütze M.A., Frauke Rehder M.A., Ulrike Stadler M.A., Renko Buß M.A., Jochen Storjohann

EDV-Layout: Vibe Punger M.A., Jochen Storjohann - EDITION BARKAU

Geschäftsstelle der GVSH: Jochen Storjohann

Barmisser Weg 3

24245 Großbarkau

Tel.: 04302-279; Fax: 04302-9439

Bankverbindung der GVSH: Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg

Konto Nr.: 13 796 (BLZ: 214 500 00)

© 1997 Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Inhaltsverzeichnis

Editorial	3
Aufsätze	
<i>Wolf-Dieter Könenkamp</i> , Probleme des Sammelns auf dem Gebiet der Alltagskultur	6
<i>Andreas Kerber</i> , Die Eckernförder Kreisbahn	14
Die Gesellschaft für Volkskunde berichtet	31
Aus Forschung und Lehre	
<i>Martin Rheinheimer</i> , Bericht über die Tagung „Subjektive Welten“	33
<i>Anneke Twietmeyer</i> , „Männlich - Weiblich“. Der 31. DGV-Kongreß	39
<i>Nina Hennig</i> , „Mein Leben als Museums-Volontärin“ - Aus dem Seminar für Volkskunde	43
Museen und Ausstellungen	
<i>Doris Tillmann</i> , „Das verzeichnete Mädchen“	45
<i>Nina Hennig</i> , Volontärsfortbildungen in Dresden und Hannover	52
<i>Silke Strecker</i> : „Typisch Schleswig-Holstein?“	57
Buchbesprechung	63
Gesucht - Gefunden	64

Probleme des Sammelns auf dem Gebiet der Alltagskultur*

Wolf Könenkamp

Zwei Stimmungsbilder zum Auftakt:

1. Als Student hatte ich einmal das Vergnügen, durch die fünf unterirdischen Magazinagen des (damals) neu errichteten Hamburger Staatsarchiv geführt zu werden. Folgendes ist hängengeblieben und darum heute erzählenswert: Das unterste Geschoß beherbergte alle Urkunden und Akten seit Gründung der Stadt Hamburg bis zum Jahr 1700. Das zweite bewahrte die schriftlichen Reliquien des 18. Jahrhunderts, während es schon zwei weitere erforderte, alles was das 19. Jahrhundert an Überlieferungswertem nachgelassen hatte, für alle Zeit zu archivieren. Das vierte schließlich barg lediglich noch die Akten über Grundstücksbewegungen während des damals erst zu zwei Dritteln vergangenen 20. Jahrhunderts. Unterdessen wird ein Neubau errichtet.

Beispiel Nr. 2:

Das Dithmarscher Landesmuseum präsentiert in einem eigenen Gebäude, auf 700 qm, alle Objekte aus etwa 1000 Jahren Dithmarscher Geschichte zwischen Karl dem Großen und Bismarck. In einem anderen Gebäude, auf 800 qm, werden Objekte (vorzugsweise) Dithmarscher Herkunft aus den Jahren 1910 bis 1960 ausgestellt, mit seltenen Abweichungen nach oben oder unten.

Die Frage an alle, die den Dreisatz beherrschen: Wieviel Gebäude mit welcher Ausstellungsfläche würde - gleiche Sammlungsintensität vorausgesetzt - eine Darstellung der letzten 30 Jahre beanspruchen?

Nun, bei gleichen Steigerungsraten brauchte man dafür etwa 7.800 qm - eine Absurdität, die aber immerhin vor Augen führt, welche Dimensionen die museale Erfassung der Alltagskultur unversehens annehmen würde, wenn nicht unreflektierter Bestandsvermehrung - und genauso unreflektierten Maximalforderungen an museale Dokumentation - Einhalt geboten wird.

Ansprüche maximaler Art an die Dokumentationstätigkeit kulturhistorischer Museen sind uns aus der „Forderungskultur“, wie sie auf Tagungen unausrottbar blüht, geläufig; die 70er und 80er Jahre lieferten gute Beispiele dafür. Sehr häufig wurde dabei, quasi als Formel mit magischer Kraft, sich auf die „volkskundliche Landesaufnahme“ in

Schleswig-Holstein berufen, die auf Anregung Ernst Schlees nach 1957 von Arnold Lühning angegangen worden ist. Aus eigener Anschauung weiß ich, daß wenigstens 1985 noch auf einer Tagung im Bayerischen Nationalmuseum ein ähnliches Unternehmen für ganz Bayern ernsthaft vorgeschlagen worden ist. Die dahinterstehende Vorstellung, man könne eine Region „umfassend“ oder in ihrer „Totalität“ dokumentieren, ist völlig unrealistisch. Niemand wußte das so gut wie Arnold Lühning selbst, der sich mit der intensiveren Form der Landesaufnahme auch auf den Kreis Pinneberg beschränken mußte.

Ein Letztes: Die großen Mengen der potentiell zu sammelnden, in Haushalten, Betrieben, Verwaltungen und Werkstätten lagernden Objekte der Alltagskultur, die seit dem Ende des letzten Krieges aufgehäuft worden sind, sind nur die eine Seite der Sammlungsproblematik an kulturhistorischen Museen. Die andere Seite ist die Vermehrung der sammelnden Institutionen. Dank begrüßenswerter und häufig großzügiger staatlicher Förderung, vor allem in den letzten fünfzehn Jahren, gibt es nunmehr in der Bundesrepublik so alle 30 Kilometer ein Museum - und die meisten sammeln. Die Vorstellung, daß an allen diesen Museen nun Nierentische und Starmixe, Knautschlacksofas und Miniröcke, Einbauküchen und Tretroller, Radio-, Fernseh- und Videogeräte, Hollywoodschaukeln und Kinoplakate gesammelt werden, hat etwas Bedrückendes an sich. Gewiß, Museen sind verpflichtet zu sammeln, moralisch wenigstens, im Gegensatz zu den Archiven, die gesetzlich dazu verpflichtet sind. Die allerdings legen auch sehr strenge Maßstäbe an die Auswahl an und haben zudem in ihrem Zuständigkeitsbereich das Monopol, Verhältnisse, von denen man an einem Museum nur träumen (?) kann. Wir können auch nicht, wie der Freiherr von Aufsess für sein Germanisches Nationalmuseum, beschließen, daß nicht über das Jahr 1650 hinaus gesammelt werden dürfe - ein Museum, das sich der fortlaufenden Historie entzöge, würde zur reinen Bewahranstalt. Dieser moralischen Verpflichtung zum Sammeln darf jedoch nicht gedankenlos gefolgt werden. Es ist eine Verschwendung an Zeit, Platz und damit Kapital, wenn verschiedene einander räumlich nahegelegene Museen identische Bestände aufhäufen. Wenn heute schon kleine Museen in Dithmarschen sich Sammlungsziele nach dem Vorbild des Dithmarscher Landesmuseums stecken und Friseursalons und Zahnarztpraxen aufheben, dann kann man sich ausmalen, was schleswig-holsteinweit für Maßstäbe gesetzt werden für den Aufbau lokaler Sammlungen, wenn diese Sammlung hier im Haus erst für die Öffentlichkeit zugänglich ist.

Nicht genug damit, daß die Museen mit einem Problem nicht zu bewältigender Quantitäten konfrontiert sind, diese einerseits unüberschaubaren Mengen sind - möglicherweise sehr zum Schaden einer systematischen Sammlungserweiterung - andererseits in ihrem dokumentarischen Wert durch öffentliche Institutionen und habituelles Entsorgen durch die Bewohner unseres Landes gefährdet: Einrichtungen wie Altklei-

* Vortrag, gehalten während des Gortorfer Gesprächs mit dem Thema „Sammlungskriterien der Volkskunde“ am 23. Februar 1996.

dersammlung. „Sperrmüll“ und der allgegenwärtige Container, mit dem das Auflösen von Haushalten schnell, einfach und billig geschieht.

Mit der Nennung des Reizwortes „Sperrmüll“ will ich an ein Phänomen rühren, das indirekt schon in meiner Extrapolation der Meldorfer Ausstellungsflächen enthalten war und das einen weiteren, bedeutenden Aspekt unseres Quantitätsproblems darstellt: die nach wie vor wachsende Umschlagsgeschwindigkeit bei einem großen Teil der Gegenstände unserer Alltagskultur. Denken Sie nur an den raschen Wandel der Kleidermoden, der Möbelformen, bei Waschmitteln, Körperpflegeartikeln, Spielwaren usw. usw. Physischer und optischer Verschleiß sorgen für ständigen Erneuerungsbedarf und das heißt auf der anderen Seite: Aussonderungs-Notwendigkeit. Die Museen stehen damit, wenigstens in der Theorie, vor einer Flut kurzfristig aktueller Gebrauchsgegenstände und können doch nicht (aus den bekannten Gründen) diese Flut in irgendeiner Weise dokumentarisch bewältigen.

Damit mag es genug sein; was bleibt zu tun?

Eine Antwort auf diese Frage ist längst bekannt, in diesem Land (gemeint ist die BRD) sind allerdings noch zu keinem Zeitpunkt Anstrengungen unternommen worden, die anderswo erarbeiteten Lösungen in museale Praxis umzusetzen. Es ist eben nicht das gleiche, einen in Schweden praktizierten Ansatz zur Verbesserung musealer Dokumentation zu zitieren und ihn dann in den Fußnoten eines Tagungsbandes zu versenken, oder aber ihn zum Programm eigenen Bedenkens und Handelns zu machen.

Ich rede vom Projekt „Samdok“, das seit den frühen 70er Jahren zu einem Kernbestandteil der schwedischen Museumsarbeit geworden ist. Grundlagen meiner Ausführungen dazu sind zwei Publikationen aus den Jahren 1980 und 1985; sie mögen auf den ersten Blick als nicht mehr ganz frisch erscheinen, aber die beiden Broschüren umfassen den Zeitraum, in dem die fundiertesten Äußerungen zu dem Vorhaben von Vertretern der Sache selbst erschienen sind.¹

„Samdok“ ist die Abkürzung eines schwedischen Begriffs, der zu deutsch „Dokumentation der Gegenwart“ bedeutet. Der Gegenwart - das ist mehr als „Alltagskultur“; trotzdem kann kein Museum, das Alltagskultur systematisch erfassen will, an den grundsätzlichen Gedanken dieses Projektes vorbeigehen, vorausgesetzt, man akzeptiert dessen Prämissen. [Einschub: Das Samdok-Projekt und seine Übertragbarkeit auf hiesige Museumsverhältnisse wäre eine eigene Tagung wert; im Rahmen meines Referates kann ich nur die größten Umriss andeuten.]

Also: Das Nordische Museum in Stöckholm regte 1973 die Diskussion über die Art und Weise der musealen Dokumentation der jüngsten Vergangenheit - also etwa des

Zeitraumes seit 1950 - an. Anlaß war damals der 100. Geburtstag des Nordischen Museums. Auf einer Tagung zu diesem Jubiläum wurden die Sammlungen schwedischer Museen kritisch gewürdigt und die Lücken der Bestände ins Bewußtsein gerufen, nicht nur unter chronologischen, sondern auch unter thematischen Aspekten. Dabei stellte sich heraus - und wer von uns wollte da widersprechen? -, daß der größte Teil musealen Sammelns auf sehr passive Weise geschah und fast vollständig von Art und Umfang der gestifteten Gegenstände abhing. Die wiederum reflektierten nur die öffentliche Einschätzung des Sammelns werten, des Musealen, und das hing ab vom Ausgestellten in den Museen selbst - mit der Konsequenz, daß Gegenstände nach 1930 nur äußerst selten in die Museen gelangten.

Auf der Grundlage dieser Überlegungen, die wir hier sicher weitgehend teilen dürften, ist dann das Vorhaben erwachsen, mit aktivem Sammeln und kontinuierlicher Dokumentation zukünftigen Generationen in Schweden ein kompletteres Bild „unserer“ Gegenwart zu überliefern.

Von Anfang an stand neben der Frage nach den Bedingungen der Auswahl der Objekte auch die der Zusammenarbeit der einzelnen Museen im Mittelpunkt der Überlegungen. Auf insgesamt vier Tagungen wurden die Grundzüge und die Details des Projektes diskutiert, das dann 1980 in Form eines Heftes an die internationale Öffentlichkeit trat und doch in Deutschland so wenig Echo hervorgerufen hat.

Die Praxis der Zusammenarbeit einzelner Museen bei der Dokumentation der jüngsten Vergangenheit oder der Gegenwart begann jedoch schon 1977, nachdem drei Arbeitsgruppen innerhalb von vier Jahren die Schemata der Sammlungsstrategie und der ethnologischen Milieu-Dokumentation erarbeitet hatten. Man muß darauf hinweisen, daß von Anfang an Motive der Rationalisierung im ökonomischen Sinne einen wichtigen Platz bei den Bemühungen um Museumskooperation einnahmen. „Rationalisierung“ ist noch mit zwei weiteren Bedeutungen vertreten: Einmal soll die Beschaffung der Objekte aus dem Zugriff des Zufallsprinzips herausgenommen und zur reflektierten Handlung werden, zum anderen soll durch Absprachen mit anderen Museen, also auf dem Weg der Arbeitsteilung, eine höhere Effektivität bei der Dokumentation erreicht werden.

Ziel der musealen Sammlung nach den Samdok-Prinzipien war nicht allein das Sichern von Objekten, sondern genauso die Dokumentation des Milieus, aus dem sie stammten. Das heißt, der nicht-dreidimensionale Anteil der Dokumentation ist von vornherein sehr breit angelegt, und das wiederum heißt: Über das Sammeln im engeren Sinne hinaus bedeutet Samdok die wissenschaftliche Erfassung aller relevanten Umstände und Daten mit den Methoden empirischer Kulturforschung. Dazu später ein Beispiel. Einen recht breiten Raum bei der Etablierung der Samdok-Prinzipien nahmen Überlegungen zur Auswahl der sammlungswürdigen Objekte ein. Maßstab der Auswahl soll die kulturelle Signifikanz der Objekte sein; sie sollen etwas über die Gesellschaft, aus

¹ Today für Tomorrow. Museum documentation of contemporary society in Sweden by acquisition of objects. Ed. by Göran Rosander. Stockholm 1980. Elisabet Stavenow-Hidemark: Home Thoughts from Abroad. An evaluation of the SAMDOK Homes Pool. Stockholm 1985.

der sie stammen, aussagen können. Sätzen solcher Unverbindlichkeit wird hier jeder zustimmen; wie bekannt setzt aber der Bedeutungsgehalt eines Gegenstandes nichts als Wissen auf Seiten des Interpretierenden voraus. Die Aussage eines Objektes ist letztlich das, was wir darüber wissen. Aber weiter mit Samdok:

Ein Schwerpunkt der Überlegungen betreffend die Auswahl von Objekten wurde auf die Bewußtmachung der beeinflussenden Werte gelegt. Insgesamt neun unterschiedliche Werte, die dabei eine Rolle spielen, werden genannt; darunter fallen etwa der Gefühlswert, der symbolische Wert, der repräsentative Wert, der ästhetische Wert, natürlich treffen meist mehrere dieser Wertsetzungen gleichzeitig zu. Im strengen Sinn Auswahlprinzipien für die Acquisition von Objekten aus einem begrenzten kulturellen Bereich sind dann zum Beispiel das Kriterium der Häufigkeit, das der Entwicklung, wobei Innovationen besonderes Gewicht zukommt, das Repräsentativitätskriterium (im statistischen Sinn) und das der Form.

Für die praktische Umsetzung dieser Art Dokumentation ist freilich ein anderer Punkt wichtiger: das Milieu-Modell. Es geht davon aus, daß gesellschaftliches Handeln, zumindest in Europa, auf verschiedenen definierbaren Ebenen stattfindet, den „Milieus“. Dazu zählen erstens das Privatleben, zweitens das Berufsleben, drittens das öffentliche Leben und viertens das kommerzielle Leben.

Zur Praxis des Samdok-Projektes

Um sowohl Lücken wie auch Doppel- oder gar Mehrfachsammlung tunlichst zu vermeiden, ist der von Samdok zu erfassende kulturelle Bereich in 11 Sektoren, die einen je eigenen Ausschnitt aus der erfahrbaren Wirklichkeit darstellen, aufgeteilt: Landwirtschaft, Metallverarbeitung, Holz und Papier, Nahrungsmittel, Textilien, Baugewerbe, Handel, Kommunikation, Dienstleistungen, öffentliche Verwaltung, Privatleben.

Zu jedem Sektor gehörten (1985) 6 bis 14 Museen, die turnusmäßig Dokumentationsprojekte durchführten; die geographische Breite und die thematische Differenziertheit sollen so gewährleistet werden.

Vorzustellen ist hier die Dokumentationsarbeit auf dem Sektor „Privatleben“. Fünf Museen sind beteiligt, jedes davon erforscht alle fünf Jahre einen ganzen Haushalt (erforscht!! - also nicht: durchfotografieren und fertig!). Welche Art Haushalt erforscht wird, muß mit dem Samdok-Sekretariat in Stockholm abgestimmt werden, um nicht nur geographische, sondern auch soziale Repräsentanz des Dokumentierten zu erreichen. Der Umfang der Dokumentation ist beträchtlich: Jeder Raum der Wohnung wird fotografiert, Schränke, Schubladen werden in geöffnetem Zustand ebenfalls fotografiert. Grundrißzeichnungen mit Stellplan der Möbel werden raumweise angefertigt, alle Objekte mit Beschreibung und Angaben über ihre Herkunft werden raumweise inventarisiert. Darüber hinaus werden die einzelnen Mitglieder der Familie in Interviews

nach persönlichen Details gefragt (Lebenslauf, Ausbildung, Berufstätigkeit, Nahrungsgewohnheiten, Gesundheitspflege, Finanzgebaren, Freizeitverhalten).

Es soll eine Liste aller Erwerbungen der erforschten Haushalte im Jahre vor der Dokumentation angelegt werden; diese Objekte soll das Museum auf dem Markt erwerben, darüber hinaus, entweder ebenfalls auf dem Markt, die komplette Einrichtung eines Raumes, wo diese nicht mehr erhältlich ist, von der Familie selbst. Nicht erworbene/nicht mehr zu erwerbende Gegenstände sollen einzeln fotografisch festgehalten werden.

Parallel zu dieser Querschnitts-Dokumentation soll versucht werden. Entwicklungen durch dokumentarische Längsschnitte zu verfolgen, etwa in dem über Jahre hinweg die neu angeschaffte Kleidung ebenfalls für das Museum erworben wird.

Von den angestrebten Zielen her betrachtet, können sich die Ergebnisse durchaus sehen lassen; die erforschten Haushalte decken eine große soziale Spanne ab (Dockarbeiter, Student, Offizier z.B.). Die Zahl der aufgenommenen Objekte schwankte bei der ersten Folge der Dokumentation zwischen 260 und 750, dazu traten bei drei Museen noch Tonbandaufnahmen. Der finanzielle Aufwand beim Erwerb von Sammlungsstücken reichte von 3.000 bis 28.000 Kronen, die Gesamtkosten der Projekte von 25 bis 109.000 Kronen, bei allerdings durchschnittlichen 62.000 Kronen. Insgesamt wurden über elfhundert Gegenstände von den fünf beteiligten Museen erworben.

Der Forschungsaufwand, selbst wenn er hier nur mit drei Monaten für eines der alle fünf Jahre stattfindenden größeren Projekte angegeben wird, ist wohl höher einzuschätzen, da zum einen die Suche nach bereitwilligen Familien unkalkulierbar lange dauern kann und zudem zwischen je zwei großen Projekten ein „kleines“ durchgeführt werden soll. Außerdem soll in Zukunft größeres Gewicht auf teilnehmende Beobachtung gelegt werden.

Nach Abschluß eines Projektes wird ein Bericht verfaßt und an alle am fraglichen Sektor beteiligten Museen versandt, ebenso bestimmte Teile der gesammelten Materialien und erhobenen Daten, Katalogkarten und Fotos. Einmal im Jahr findet eine Diskussion des Geleisteten und der zukünftigen Vorhaben statt.

Am Ende dieses notwendigerweise cursorischen Überblicks möchte ich das herausstellen, was Samdok von der üblichen Vorgehensweise der Museen unterscheidet: Wir sammeln erst - und dokumentieren später, wenn überhaupt. Das Samdok-Prinzip verlangt das genaue Gegenteil: Erst dokumentieren, dann auswählen und zuletzt erwerben.

Es versteht sich fast von selbst, aber ich will es ausdrücklich hinzufügen: Da wegen der Arbeitsteilung zwischen den Museen jeweils nur Teile von Ausschnitten von den einzelnen, an Samdok beteiligten Museen gesammelt werden, verpflichten sich die teilnehmenden Museen zur Ausleihe dessen, was sie quasi stellvertretend für alle anderen ins Depot geholt haben.

Würdigt man alle Elemente des Projektes Samdok, dann muß man es als das elaborierteste Verfahren zur reflektierten Bestandsvermehrung an Museen bezeichnen. Durch die angestrebte und erreichte Arbeitsteilung werden die Museen quantitativ entlastet, gewinnen aber potentiell den Zugriff auf erheblich besser, das heißt tiefer und breiter dokumentierte Bereiche als je zuvor mit dem „Zufallsprinzip“. Trotz einiger nicht gering einzuschätzender Schwierigkeiten bei der Verwirklichung wäre auch hierzulande ein Netzwerk von kooperierenden Museen, die Sammlungsthemen und -räume nach dem Vorbild von Samdok miteinander abstimmen, eine gute Lösung der eingangs etwas überspitzt geschilderten praktischen Museumsprobleme, wohl aber nicht die einzig denkbare.

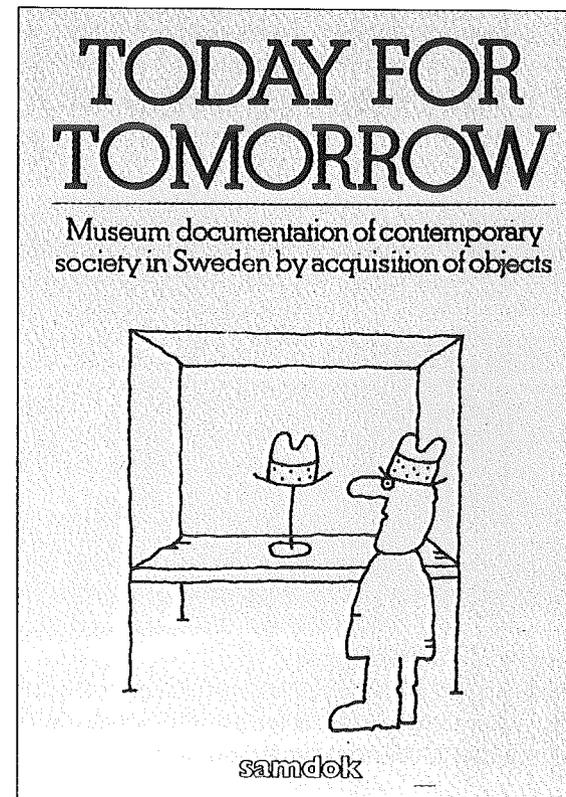
Samdok ist eine perfekte Dokumentationsmaschine; sie schnurrt prächtig, solange ihre Voraussetzungen gültig sind. Deren Gültigkeit kann aber durchaus bezweifelt werden. Zwei Elemente bilden diese Prämissen, je eines steht für einen bestimmten Blick auf die Zeit. Rückwärts gewandt, vergangenheitsgeprägt ist die Grundüberzeugung, daß museale Sammlungen keine Lücken aufweisen dürfen - wie wir sie in unseren alten Beständen haben. Bin ich vom Prinzip der Lückenvermeidung überzeugt, ergibt sich zwingend Element Nr. 2: Zukünftigen Generationen ein Bild der eigenen Gegenwart zu vermitteln, das größtmögliche Detailliertheit aufweist und ihnen damit vermeintlich das schmerzliche Erleben der „Lücke“ zu ersparen.

Beide Elemente, beide Prämissen sind Ausdruck einer Hundertprozentigkeit, von der wir doch wissen, auch wenn einmal eine Lücke schmerzen sollte, daß unsere Darstellungs- und Vermittlungsmöglichkeiten sie heute nicht mehr brauchen. Es gibt ja gerade aus den letzten 100 Jahren Ton-, Bild- und sogar Filmdokumente, und ihre Zahl wächst beständig. Es gibt seit Jahrzehnten Enqueten über Lebensumstände, Statistiken, Untersuchungen der unterschiedlichsten Institute zu Problemen der Alltagsbewältigung; es gibt Befragungen der Bevölkerung von unterschiedlichen Seiten. Wenn kommende Generationen von Museumsleuten von diesem reichen, nur selten erschlossenen und fast unübersehbaren Quellenbestand Gebrauch machen, können sie unsere Lebensumstände mit großer Farbigkeit darstellen, bei deutlich geringerem Ausmaß unserer heutigen Sammlungstätigkeit, sofern sie auf Objekte und ihr Umfeld bezogen ist.

Bei Ausstellungen zu sogenannten Nachkriegsepochen („Die 50er Jahre“ z.B.) ist doch schon feststellbar, daß eine große Menge der eben erwähnten Quellen gar nicht mehr zu verarbeiten ist, jedenfalls nicht verarbeitet wird, daß nicht die Lücken das Problem sind, sondern die Auswahl der benötigten Tropfen aus dem Meer der vorhandenen Quellen.

Die Voraussetzungen für das Samdok-Projekt lassen in aller Deutlichkeit die Entstehung des Ganzen in den 70er Jahren erkennen; letztendlich stellt Samdok den zeitbedingten Versuch dar, mit rationellen Dokumentationsverfahren, vor allem durch Arbeitsteilung, mit der erhöhten Umlaufgeschwindigkeit alltäglicher Kulturbestand-

teile mitzuhalten. Diese Behauptung möchte ich anhand der Wohndokumentation erhärten. Auch die museale Erfassung und Sicherung von Wohnungen im 5-Jahresrhythmus ist nach den Kriterien der Lückenlosigkeit beim Tempo der heutigen Möbelmoden keineswegs lückenlos zu nennen. Vor allem aber ist abzusehen, daß die relativ dichte Abfolge der gesammelten Ensembles nur Schein-Entwicklungen festhält, Schein-Unterschiede zeigen wird, die lediglich aus dem Schnickschnack der Produktneuheiten bestehen. In der zeitlichen Distanz werden diese winzigen oder eben scheinbaren Unterschiede verschwimmen und hinter den stilistischen Eigenheiten echter Epochen zurücktreten. Zu deren Erkenntnis aber - und der damit verbundenen Befindlichkeiten - trägt schon erheblich reduzierter Sammelaufwand hinreichend bei. In anderen Worten: Per „Samdok“ wird die Rettungsgeschwindigkeit gesteigert, um mit der Wegwerfgeschwindigkeit der Industriegesellschaft Schritt zu halten. Dieses Rennen können die Museen auch bei größten Anstrengungen nur verlieren.



Die Eckernförder Kreisbahn

Andreas Kerber

Zu den ältesten Schmalspurbahnen in Schleswig-Holstein gehörte neben der Dampfspurbahn Westerland-Munkmarsch (8. Juli 1888) und der Flensburg-Kappeler Schmalspurbahn AG, Nebeneisenbahn (20. August 1885, spätere Flensburger Kreisbahn), die Eckernförder-Kappeler Schmalspurbahn AG, Nebeneisenbahn, die am 26. Januar 1889 ihren Dienst von Eckernförde bis Ellenberg aufnahm. In Meterspur angelegt, diente die Spurbahn der Erschließung der Landschaft Schwansen und stellte die Verbindung zwischen den Ostseehäfen Eckernförde und Kappeln her. Ab 1. April 1903 fuhr die Kleinbahn auf der 28,7 km langen Strecke von Eckernförde nach Kappeln als kreiseigenes Unternehmen unter der Bezeichnung Eckernförder Kreisbahn. Das Streckennetz wurde in das westliche Kreisgebiet bis Owschlag um 25,9 km ausgebaut und am 29. Oktober 1904 feierlich eröffnet. Auf der neuen Strecke war der Rollbockverkehr von Owschlag bis Eckernförde zur Staatsbahnunterführung vorgesehen. Am 27. Mai 1905 erhielt der Eckernförder Hafen einen dreischienigen Anschluß. Nach nur knapp 70 Jahren hat die Eckernförder Kreisbahn ihren Dienst eingestellt.

Schleswig-Holstein verfügte einst über die größte Streckendichte schmalspuriger Bahnen im gesamten Deutschen Reich. Den größten Streckenanteil hatte dabei der Landesteil Schleswig. Die politische Entwicklung des Landes war dafür ausschlaggebend. Der dänische Staat war bis 1864 eng mit dem Land Schleswig-Holstein verbunden. Nach dem preußisch/österreichisch/dänischen Krieg wurde ganz Schleswig-Holstein 1867 preußisch. Damit änderte sich die Verkehrspolitik. Die Dänen hatten auf kurze Verbindungen zwischen Nord- und Ostseehäfen gesetzt und dabei die wirtschaftliche Entwicklung nur geringfügig berücksichtigt. Dagegen wollte Preußen eine enge Anbindung der wirtschaftlichen Schwerpunkte an das eigene Schienennetz. So entwickelte sich auf der einen Seite in Schleswig-Holstein das Staatsbahnnetz rund um die in dänischer Zeit entstandenen Hauptstrecken und auf der anderen Seite das Schmalspurnetz.

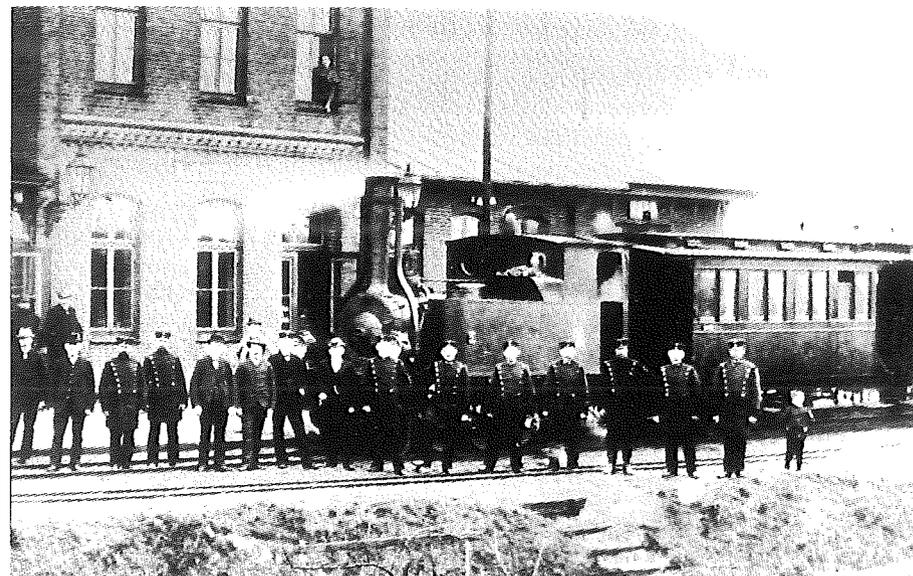
Bereits unter dänischer Herrschaft hatte der Kreis Eckernförde im westlichen Kreisgebiet einen normalspurigen Bahnanschluß in Owschlag erhalten. Die Südschleswische Eisenbahn wurde am 2. Juni 1858 auf dem Streckenabschnitt Rendsburg-Klosterkrug (Schleswig) in Dienst gestellt.

Am 1. Juli 1881 fand die Eröffnung der Bahnverbindung von Kiel nach Eckernförde in Normalspur statt. Kurz vor dem Weihnachtsfest 1881 wurde die Verlängerung über Lindaunis nach Flensburg für den Verkehr freigegeben.

Jetzt waren alle Voraussetzungen für eine Erweiterung des Schienennetzes in den ländlichen Raum des Kreises Eckernförde geschaffen.

Die Eckernförder-Kappeler Schmalspurbahn AG, Nebeneisenbahn

Die Entstehung von Schmalspurbahnen um die Jahrhundertwende in Schleswig-Holstein ist untrennbar mit dem Namen Emil Hyronimus Kuhrts verbunden. Viele Spurbahnen sind unter der Regie des Eisenbahningenieurs und Direktors der Flensburger Kreisbahn entstanden. Kuhrts wohlgedachtes Netz von Kleinbahnen zeugte davon, daß er bestens mit den Problemen der Verkehrserschließung landwirtschaftlich genutzter Gebiete vertraut war. Sein geplantes Schmalspurnetz stellte eine sinnvolle Ergänzung zu dem Staatsbahnnetz dar. Kuhrts Plan: Eine Schmalspurbahn an der Ostseeküste entlang von Hadersleben ausgehend über Apenrade, Flensburg, Kappeln bis Eckernförde zu führen. Von dort aus sollte die Linie über Schleswig, eine südliche Abzweigung über Rendsburg, an die Westküste herangeführt werden. Als erste Strecke entstand unter Kuhrts Regie die Flensburg-Kappeler Schmalspurbahn. Die Strecke Flensburg-Kappeln bis Glücksburg wurde am 20. August 1885 und der Abschnitt Glücksburg bis Kappeln am 1. Juli 1886 eröffnet.



Am 26. Januar 1889 wurde die Strecke von Eckernförde nach Kappeln feierlich eröffnet. Die Lok 1 vor dem Festzug in Eckernförde.

Jetzt konnte Emil H. Kuhrts seinen Plan, die Schmalspurstrecke von Kappeln nach Eckernförde zu verlängern, verwirklichen.

Im Sommer 1886 wurde die Eckernförder-Kappeler Schmalspurbahn AG, Nebeneisenbahn, gegründet. Das Aktienkapital hatten private Geldgeber (vorwiegend Gutsbesitzer der Landschaft Schwansen), die anliegenden Gemeinden und der Landkreis Eckernförde aufgebracht.

Das Planungskomitee unter der Leitung von Kuhrts mußte bei der Linienführung örtliche Schwerpunkte beachten. Ausgangs- bzw. Endpunkt der Bahn waren die Städte Eckernförde und Kappeln.

Schwierigkeiten ergaben sich beim Bau der Strecke durch das hügelige Gelände, denn es mußten ständig wechselnde Steigungen überwunden werden. Das Hauptproblem stellte aber die Überquerung der 100 m breiten Schlei bei Kappeln dar. Seit 1867 führte eine Pontonbrücke über das Gewässer. Die Bahn wurde deshalb nur bis Ellenberg, einem kleinen Ort am Südufer der Schlei, ausgebaut.

Die Strecke bis Vogelsang-Grünholz, Stammsitz des Herzoges von Schleswig-Holstein und ein wirtschaftlicher Schwerpunkt der Halbinsel Schwansen, wurde am 6. September 1888 fertiggestellt. Die Eröffnung und Inbetriebnahme der gesamten Strecke erfolgte am 26. Januar 1889. Die Gesamtlänge der Bahn mit ihren 14 Stationen und Haltestellen betrug 28,7 km.

Endlich eine Verbindung nach Kappeln

In Ellenberg hatte die Bahnverwaltung zukunftsorientiert einen zweistöckigen Lokschuppen errichtet, weil die engen Raumverhältnisse im Kappeler Hafengebiet grundsätzlich keine große Bahnanlage zuließen. Die Verbindung bis Kappeln sollte aber schnellstmöglich erreicht werden. Über die Schwimmbrücke wurde ein Gleis verlegt und in die Gleisanlage der Flensburger Spurbahn eingefädelt. Die Pontonbrücke mußte für den Schienenverkehr verstärkt werden. Am 25. Dezember 1890 war es endlich soweit, der Bahnverkehr rollte bis Kappeln.

Die Zugfahrten endeten weiterhin in Ellenberg. Von hier aus mußten Reisende einen etwa 250 m langen Fußmarsch bis Kappeln zurücklegen. Güterwagen, die für die Stadt oder zum Übergang auf die Flensburger Bahn bestimmt waren, wurden mit Pferdekraft übergesetzt. Die Waggons durften das Ladegewicht von 5 Tonnen nicht überschreiten. Für das Handgepäck und das Expreßgut standen zwei Bahnmeisterwagen zur Verfügung.

Befanden sich Personen auf der Brücke, ruhte zwangsläufig der Wagenverkehr. Ansonsten durfte nur jeweils ein Güterwagen zur Zeit übersetzen. Die Eckernförder Güterwaggons verweilten nur zum Be- und Entladen auf dem Kappeler Bahnhof. Solch eine Regelung war vertraglich mit der Flensburger Kreisbahn vereinbart.

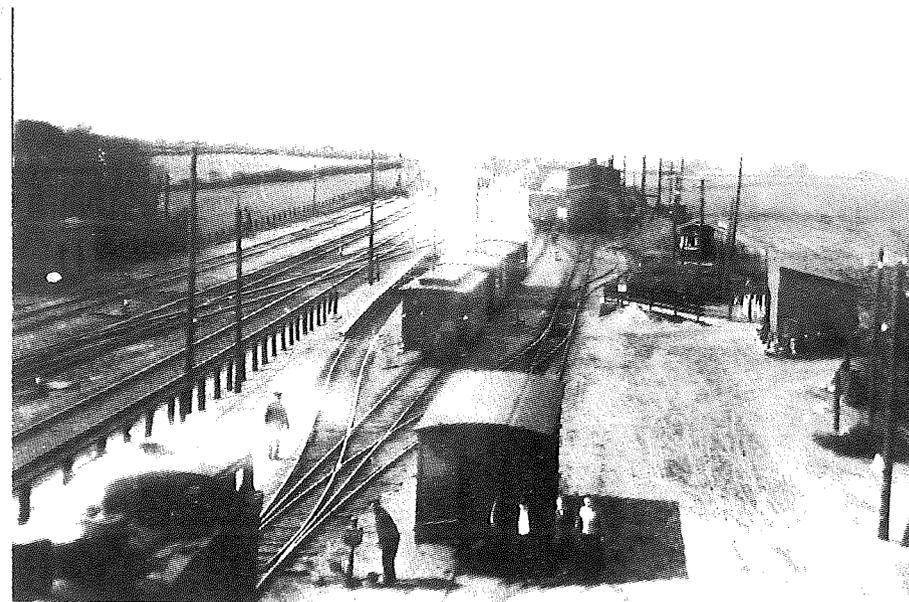
Aufgrund der stark begrenzten Ladegleiskapazität konnten höchstens zwei Güterwagen gleichzeitig bedient werden.

Die Beförderungszahlen und die Einnahmen für das Jahr 1899/1900 sahen wie folgt aus:

Personenverkehr		Güterverkehr		Tierverkehr		Sonstiges
Beförderte Personen	Mark	Beförderte Tonnen	Mark	Stückzahl	Mark	Mark
106.835	50.371	19.318	38.422	12.621	5.710	5.610

Ab 1903 Kreisbahn

Die Kleinbahnen, die unter Kuhrts Leitung entstanden sind, waren wirtschaftlich zweckmäßig, aber mit billigsten Mitteln, also äußerst sparsam erbaut. Auch der Fuhrpark war sehr kostengünstig angelegt. Bei der Schmalspurbahn-Gesellschaft wirkte sich diese Sparsamkeit schon kurz nach der Betriebseröffnung als nachteilig aus. So zum Beispiel der zu schwach ausgelegte Oberbau, die vielen scharfen Krümmungen



Kleinbahnalltag in Owschlag am 16.5.1929. Neben der Staatsbahn gut sichtbar die Rollbockgrube. Im Hintergrund der Lokschuppen.

und die starken Steigungen. Bei einer Streckenlänge von rund 29 km waren 19 km in Krümmungen von bis zu 90 m Halbmesser und 20 km in Steigungen, hierunter fast 1 km mit einer Steigung von 1:40, verlegt worden. Mit Recht konnte man von schwierigen Betriebsbedingungen der Bahn sprechen. Deshalb gehörten Kurven- und Steigungsverbesserungen sowie Gleiserneuerungen schon bald zum Kleinbahnalltag. Ein erheblicher Kostenfaktor, der die Schmalspurbahn-Gesellschaft über ein Jahrzehnt begleitete. Außerdem verursachte die geringe Zugkraft der Lokomotiven hohe Betriebskosten, weil der aufkommende Verkehr nur durch die Verdichtung der Zugfahrten zu bewältigen war.

So geriet die Schmalspurbahn-Gesellschaft um die Jahrhundertwende in arge finanzielle Schwierigkeiten. Der Kreis Eckernförde sollte die Bahn übernehmen. Es wurden mehrjährige Verhandlungen aufgenommen.

Ab 1. April 1903 fuhr die Bahn erstmals unter der Bezeichnung Eckernförder Kreisbahn und war ein kreiseigenes Unternehmen. Der Kreis hatte von der Gesellschaft die 1000-Mark-Aktie für 300 Mark erworben. Das gesamte Bahnpersonal wurde vom Kreis übernommen.

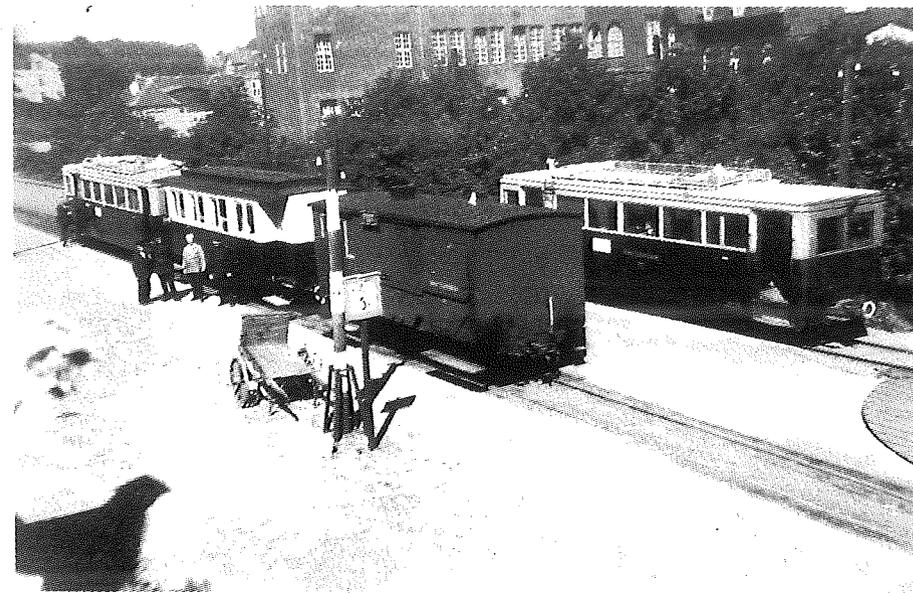
Weiterführung bis Owschlag

Der Kreis befaßte sich schon Ende 1898 intensiv mit der Übernahme der Eckernförder-Kappeler Schmalspurbahn AG. Der Kreistag beschloß 1899 vorsorglich den Weiterbau der Schmalspurbahn in das westliche Kreisgebiet. Voraussetzung dafür war natürlich die Übernahme der Kleinbahn von der Aktiengesellschaft. Dabei wurde auch erneut der ursprüngliche Plan von Kuhrt, eine schmalspurige Verbindung mit Rendsburg und Schleswig, geprüft. Diese Verbindung mit den beiden Städten hätte der Bahn über Jahrzehnte einen bedeutenden wirtschaftlichen Auftrieb gebracht. Jedoch scheiterte der Plan am Veto der preußischen Provinzialverwaltung, die solche wirtschaftlichen Vorteile für die Staatsbahn beanspruchte. Ein weiterer Punkt war das kurzfristige Handeln der Kreisverwaltung (nicht nur in Eckernförde plante man so), die nur auf die Erschließung des eigenen Kreisgebietes bedacht war. So kam es zu einer Kompromißlösung. Die Strecke sollte von Eckernförde in das westliche Kreisgebiet bis nach Owschlag ausgebaut werden. Der Ort verfügte über einen Staatsbahnhof und lag an der Staatsbahnstrecke Rendsburg–Schleswig. 1902 wurden die Verträge mit den Grundstückseigentümern geschlossen. In einer kleinen Feierstunde am 29. Juli 1903 signalisierte der Landrat Freiherr von der Recke mit dem ersten Spatenstich den Baubeginn der Owschlagener Strecke. Nach 15monatiger Bauzeit wurde am 30. Oktober 1904 der öffentliche Reise- und Güterverkehr auf der 25,9 km langen Strecke zwischen Eckernförde und Owschlag aufgenommen. Mit dem Kreisbahnanschluß in Owschlag glaubte der Kreis die idealen Verkehrsverbindungen geschaffen zu haben: einen Schienenweg von Eckernförde über Owschlag und weiter in Richtung Rendsburg oder Schleswig.

Doch diese Planung erwies sich in der Folgezeit als falsch. Das Umsteigen und das Ver- oder Umladen von Gütern in Owschlag waren umständlich und wegen der geringen Zugdichte die Anschlüsse keineswegs optimal. Mit der Verbindung von Eckernförde nach Owschlag und weiter nach Schleswig oder Rendsburg hatten die Verantwortlichen gegenüber der Landstraße einen etwa 50 % weiteren Weg gewählt. Das sollte sich später nachteilig auswirken.

Zweckmäßige Gleisanlagen

Anschluß zur Staats(Bundes-)bahn hatte die Kreisbahn in Eckernförde und in Owschlag. Der Betriebsbahnhof der Kreisbahn lag in der Nähe des Staatsbahnhofes, neben den Gleisen der Strecke Kiel–Flensburg. Vom Kreisbahnhof Eckernförde führten zwei 600 m lange Verbindungsgleise zu einer einfachen Bahnsteiganlage und endeten auf dem Staatsbahnhofsvorplatz. Am Ende der Stumpfgleise befand sich eine Drehscheibe. Von der Gleisanlage fuhren die Personenzüge der Kreisbahn ab oder kamen an. Ein dreischieniges Gleis führte von der Staatsbahn zu den Gleisanlagen des Kleinbahn-



T1 und T2 der Eckernförder Kreisbahn 1934 auf dem Vorplatz des Staatsbahnhofes in Eckernförde. Rechts die Drehscheibe für die Triebwagen. Triebwagen Nr. 1 auf dem Gleis in Richtung Kappeln. T2 mit Beiwagen und Post-/Gepäckwagen wartet auf Ausfahrt Richtung Owschlag.

fes. Hier fand das Be- und Entladen der Güter auf die Staats- bzw. Kreisbahnwagen statt. Der Rollbockverkehr war in diesem Bereich nicht möglich.

Sitz der Bahnverwaltung und des Betriebsbahnhofes war die Kreisstadt Eckernförde mit einem stattlichen Empfangs- und Verwaltungsgebäude. Ferner verfügte die Kreisbahn über eine große Bekohlungsanlage, einen Lokschuppen, einen Triebwagenschuppen, mehrere Laderampen, eine Maschinenwerkstatt, einen Wasserkran, eine Krananlage und umfangreiche Lade- und Abstellgleise.

In Owschlag lag der Kreisbahnhof neben dem Staatsbahnhof. Der Kreisbahn standen ein eigenes Bahnhofsgebäude, ein einständiger Lokschuppen, ein Kohlebansen, ein Wasserkran und eine Rollbockgrube zur Verfügung.

In Eckernförde führte die Abzweigung nach Owschlag aus dem Kappeler Gleis heraus. Zur Sicherung wurden Signale aufgestellt. Vor der Abzweigung befand sich bei der Einfahrt ein einflügeliges Hauptsignal, und die Ausfahrt regelte ein zweiflügeliges Hauptsignal.

Durchgehender Zugverkehr bis Kappeln

Der Plan vom durchgehenden Zugverkehr bis Kappeln konnte 1927 endlich verwirklicht werden. Die 1867 erbaute Pontonbrücke bestand aus mehreren miteinander verbundenen Plattformen, die beweglich waren und auf nebeneinanderliegenden, verankerten Booten ruhten. Diese Konstruktion paßte sich auch stärkerem Wellengang an. Ein eisernes Geländer und Gaslaternen sorgten für Sicherheit auf der Brücke. Außerdem ließ sich das Mittelteil der Brücke für den Schiffsverkehr aus dem Verbund mit Hilfe einer Dampfmaschine öffnen. Die Tragfähigkeit der Brücke war auch nach der Verstärkung im Jahr 1890 sehr begrenzt. Damit der immer stärker werdende Personen- und Güterverkehr bei den Schmalspurbahnen bewältigt werden konnte, mußte die Schwimmbrücke einer modernen Drehbrücke weichen. Ab 15. März 1927 fuhren die Züge der Eckernförder Kreisbahn bis zum Gemeinschaftsbahnhof durch.

Das Zusammentreffen der Kreisbahnen in Kappeln war einzigartig

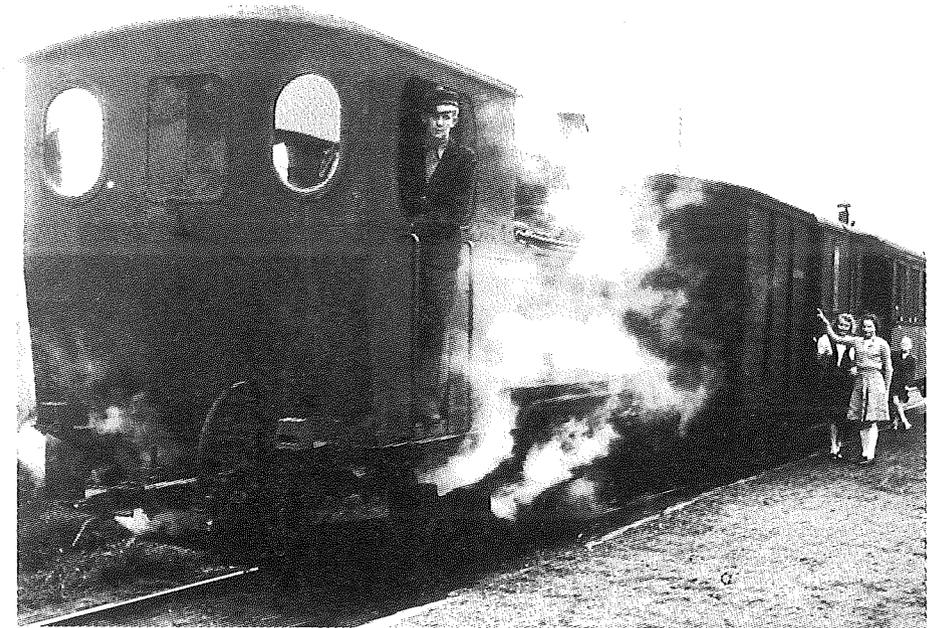
Die Kleinstadt Kappeln an der Ostseeküste liegt idyllisch am Meeresarm Schlei. Der Ort nahm, was Kleinbahnen betraf, in Schleswig-Holstein eine Sonderstellung ein.

In Kappeln liefen drei Kreisbahnstrecken zusammen und waren untereinander verbunden. 1886 erreichte die meterspurige Flensburger Schmalspurbahn Kappeln. Die Linie von Eckernförde bis Ellenberg wurde 1889 eröffnet. Die Schwimmbrücke sorgte vorerst für komplizierte betriebliche Verhältnisse bei der Eckernförder Schmalspurbahn. Die normalspurige Schleswiger Kreisbahn nahm 1904 den Betrieb bis Kappeln auf.

Ursprünglich endete bei Betriebseröffnung die Eckernförder Schmalspurbahn in Ellenberg. Offiziell hieß die vorläufige Endstation Kappeln-Ellenberg, um die Verkehrsverbindung mit Kappeln zu dokumentieren. Das Streckengleis endete vor der Brücke. Gegenüber diente ein kleines Backsteingebäude als Fahrkartenausgabe. Vom Umlaufgleis zweigte ein Gleis zum Lokschuppen Ellenberg ab. Die Personenzüge hielten vor einer Gastwirtschaft in Ellenberg. 1890 entstand endlich die langersehnte Verbindung nach Kappeln. Das Flensburger Bahngelände durfte mitbenutzt werden. Das Schleswiger Anschlußgleis war von großer Bedeutung, weil hier Güter zwischen den Frachtschiffen und den beiden Schmalspurbahnen umgeladen oder verladen wurden.

Bis zum Ersten Weltkrieg waren die Jahre auch in Kappeln vom Wirtschaftsaufschwung geprägt. Die Kleinbahnen dieser Region hatten daran maßgeblich ihren Anteil. Zwischen Kappeln und den Kreisstädten verkehrten bald täglich fünf Zugpaare. In der Regel waren es Güterzüge mit Personenbeförderung (GmP).

Eine Trockenmilchfabrik (die heutigen Nestlé-Werke) ließ sich 1918 in der Nähe des Schleswiger Kreisbahnhofes nieder. Die Frischmilchanlieferung aus Angeln und Schwansen erfolgte über einen normalspurigen Gleisanschluß durch die Schleswiger



Der Gruß auf der Station Silberbogen, 1952 auf der Fahrt nach Eckernförde.

Kreisbahn. Nach Anlieferung der Milch durch die Eckernförder und Flensburger Kreisbahn mußte diese im Gemeinschaftsbahnhof auf Schleswiger Wagen umgeladen werden. Das Umladen von Schmalspur auf Normalspur wurde mittels Überladebrücke zwischen Dreischienengleis und schmalspurigem Umlaufgleis vorgenommen. Eine äußerst umständliche Aktion. Durch den Einbau einer dritten Schiene im Hafengleis der Schleswiger Bahn mit Weichenverbindung zum Schmalspurbahnhof wurde das Problem gelöst.

Im Kappeller Schmalspurbahnhof ergaben sich nach der Fertigstellung der Drehbrücke (1927) große betriebliche Veränderungen. Der südliche Einfahrtbereich wurde umgestaltet, damit die Eckernförder Züge problemlos in den Bahnhof einfahren konnten. Der veränderte Einfahrtbereich machte es möglich, daß die Bahnhofsgleise weiter auseinandergelegt wurden. So schaffte man Raum für zwei niedrige Bahnsteige. Dazu kam ein neuer Güterschuppen mit eigenem Gleisanschluß. Die Brückenzufahrt sicherten Schranken. Das Fahrkartenhäuschen auf der Ellenberger Seite mußte einem Brückenwärterhaus weichen. 1930 wurde dafür ein hölzerner Unterstand aufgebaut.

Nach dem Zweiten Weltkrieg brachen auch für die drei Kreisbahnen schwere Zeiten an. Zwangsläufig war auch Kappeln davon betroffen. Mit der Stilllegung des Streckenabschnittes Kappeln–Gelling verabschiedete sich die Flensburger Kreisbahn von Kappeln am 11. August 1952. Das Bahnhofsgelände in Kappeln mit Gleisen und Bauten kaufte der Kreis Eckernförde auf.

Außerdem war die dritte Schiene im Hafengleis der Schleswiger Bahn überflüssig geworden, weil die Milchlieferung per Lastkraftwagen stattfand. Schrittweise verkleinerte die Eckernförder Bahnverwaltung die Gleisanlagen. Am 31. Mai 1958 verabschiedete sich die Eckernförder Kreisbahn von Kappeln. Die Kreisbahnanlagen wurden sofort demontiert.

Dank ihrer Normalspur existierte die Schleswiger Kreisbahn noch über zwei Jahrzehnte. 1972 kam das Aus für den Personenverkehr, und 1981 wurde der Güterverkehr eingestellt.

Getrennte Kassen und getrennter Fuhrpark

Die Betriebsführung beider Strecken wurde getrennt verwaltet. Der Kreis erhoffte sich davon eine übersichtliche Kostentrennung. Ebenfalls erhielten die Fahrzeuge eine getrennte Numerierung nach EK (Eckernförde–Kappeln) und EO (Eckernförde–Owschlag). Die Unterhaltung und die Reparaturen der Fahrzeuge wurden jedoch gemeinsam in der Eckernförder Werkstatt durchgeführt.

Verkehr und Einnahmen der Kreisbahn Eckernförde–Owschlag

Jahr					
1913/14	1914/15	1915/16	1916/17	1917/18	11918/19
Personenverkehr (Anzahl bef. Personen und Einnahmen in Mark)					
146.221	111.426	111.086	126.759	137.853	151.546
58.895,42	44.892,66	42.946,71	50.124,23	67.597,17	81.184,06
Güterverkehr (bef. Tonnen und Einnahmen in Mark)					
18.624	15.006	11.525	12.055	13.419	21.729
30.812,20	25.197,23	22.256,05	25.591,80	32.431,85	51.941,62
Tiertransporte (bef. Stückzahl und Einnahmen in Mark)					
11.545	13.532	6.645	8.125	4.364	4.427
4.276,20	4.947,30	2.937,20	3.132,60	3.445,10	3.710,95
1913/14	1914/15	1915/16	1916/17	1917/18	11918/19
Sonstige Einnahmen in Mark					
4.721,46	3.788,91	3.734,58	3.462,96	4.618,02	5.845,42



Talbot-Parade in Kappeln, 1954.

Gesamteinnahmen:

1913/14	107 841,78 Mark
1914/15	093 502,45 Mark
1915/16	083 925,74 Mark
1916/17	098 087,89 Mark
1917/18	122 762,97 Mark
1918/19	156 320,80 Mark

Verkehr und Einnahmen der Kreisbahn Eckernförde-Kappeln

Jahr					
1913/14	1914/15	1915/16	1916/17	1917/18	1918/19
Personenverkehr (Anzahl bef. Personen und Einnahmen in Mark)					
194.757	157.190	177.800	216.425	215.597	246.384
103.190,65	83.816,08	82.201,95	100.637,43	107.136,07	147.490,01
Güterverkehr (bef. Tonnen und Einnahmen in Mark)					
48.117	43.388	45.945	45.057	38.022	33.523
95.788,62	85.530,39	87.885,93	95.131,42	84.793,09	101.741,36
Tiertransporte (bef. Stückzahl und Einnahmen in Mark)					
16.593	20.613	14.418	11.084	9.587	4.981
6.977,60	8.112,30	6.769,80	5.199,90	4.620,80	5.839,80
Sonstige Einnahmen in Mark					
12.108,40	10.779,64	10.793,92	9.641,94	10.591,30	16.705,51

Gesamteinnahmen:

1913/14	218 065,27 Mark
1914/15	188 236,41 Mark
1915/16	187 651,60 Mark
1916/17	210 610,69 Mark
1917/18	207 141,26 Mark
1918/19	271 776,68 Mark

(In der Gesamteinnahme sind die Erträge der Hafenbahn inbegriffen.)

Transportleistungen der Rendsburger Kreisbahn

Jahr	beförderte	transportierte
	Personen	Güter (t)
1913/14	340 978	070 400
1926/27	280 100	070 400
1932/33	182 500	042 700
1938/39	246 202	106 946

Die transportierten Güter inkl. Hafenbahnbetrieb.

Die Hafenbahn

Durch die neue Owschlager Strecke erhöhte sich natürlich die Anzahl der Fahrzeuge. Um den Fahrzeugpark aufnehmen zu können, wurden 1904 die Gleisanlagen im Kreisbahnhof Eckernförde vergrößert. Gleichzeitig kamen die Verantwortlichen zu dem Entschluß, daß es zweckmäßig wäre, eine dreischienige Verbindung zum Eckernförder Hafen herzustellen. Die Hafenbahn, mit einer Länge von 900 m, wurde vom Kreis gebaut und nahm am 27. Mai 1905 den Betrieb auf. Schon zu Beginn wirtschaftete die Hafenbahn mit Erfolg, weil die Kreisbahn auch für die Staatsbahnwaggons auf der Hafenbahnstrecke zuständig war. Zweifelsfrei entwickelte sich dieser Abschnitt zum wirtschaftlichsten Teil der Kreisbahn.

Bis zum 22. Februar 1959 hielt die Kreisbahn den Betrieb am Hafen aufrecht. Danach wurde die Hafenbahn von der Stadt Eckernförde übernommen und von der Bundesbahn in Normalspur bedient. Mit dem Gesamtausbau des Hafens erneuerte die Stadt Ende der siebziger Jahre auch die Hafenbahnanlage. Die Schiene in Meterspur verschwand gänzlich.

Rollbockverkehr

Beim Bau der Owschlager Strecke war der Rollbockverkehr bis zum Kreisbahnhof Eckernförde geplant. Im Owschlager Kreisbahnhof befand sich die Rollbockgrube. Der Rollbockbetrieb, nicht profillfrei, war aber nur von Owschlag bis kurz vor der Eckernförder Staatsbahnunterführung möglich.

Von dieser Transportmöglichkeit profitierten hauptsächlich das Torfwerk in Westermoor, das Kieswerk in Brekendorf und das Kreisforstamt mit seinen Holztransporten ab Brekendorf.

Der Betrieb war bei der Kreisbahn nicht gewinnbringend. Die Rollböcke durften nicht mit der vorgesehenen fahrplanmäßigen Geschwindigkeit von 30 km/h befördert werden. Dadurch mußten der Personen- und Güterverkehr gesondert gefahren werden. Es wurde mehr Bedienungspersonal und rollendes Material benötigt als bei den gemischten Zügen (GmP). Auf dem Streckenabschnitt Owschlag-Brekendorf führen die

meisten Rollbockwagenzüge. In diesem Bereich wiesen die Gleise aufgrund der schweren Rollbockwagen starke Abnutzungserscheinungen auf.

Am 17. und 18. Juli 1918 wurde bei einer Zusammenkunft in Eckernförde von acht Betriebsleitern der schleswig-holsteinischen Kleinbahnen über den Rollbockbetrieb folgendes Urteil zu Protokoll gegeben: „Der Rollbockbetrieb wurde in Owschlag praktisch vorgeführt und von Herrn Betriebsinspektor Lüthje, Eckernförde, erläutert. Es herrscht allgemein die Ansicht, daß der Betrieb mit Rollböcken nur ein Notbehelf sein könne und nur in Frage kommen kann, wenn es sich um geringen Verkehr auf kurzen Strecken handelt und eine andere Lösung nicht zu finden ist.“

Der Fuhrpark

Die Kreisbahn erschloß die Halbinsel Schwansen, ein hauptsächlich landwirtschaftlich genutztes Gebiet. Das ständig steigende Verkehrsaufkommen, besonders während der Erntezeit mußten Sonderfahrpläne für Güterzüge aufgestellt werden, führte zu einer schnellen Vergrößerung des Güterwagenparks. Der Personenwagenpark wuchs nur langsam an.

An den Fahrzeugen war zunächst die Einpufferkupplung mit Balancierausgleich vorgesehen. Aufgrund der vielen Steigungen an der Strecke entschieden sich die Verantwortlichen für die Körtingsche Vakuumbremse. Schon verhältnismäßig früh wurde gemeinsam mit der Flensburger Kreisbahn die Balancierkupplung durch die selbsttätige Einpufferkupplung, System Scharfenberg, ersetzt.

1918 hatten die Petroleumleuchten ausgedient, die Reisezugwagen erhielten elektrisches Licht. Den erforderlichen Strom lieferte ein Turbogenerator auf der Lokomotive. Die Lokomotiven der ersten Stunde hatten Schwierigkeiten, den stetig steigenden Güterverkehr zu bewältigen. Abhilfe schafften dann die modernen C- und D-gekuppelten Naßdampfenderlokomotiven, die bis zum Schluß bei der Kreisbahn im Einsatz waren.

Wie groß das Verkehrsaufkommen war, ist im Kursbuch Sommer 1934, Strecke 102c, nachzulesen. Täglich verkehrte werktags zwischen Eckernförde und Kappeln fünf Personenzugpaare, davon zwei Güterzüge mit Personenbeförderung.

Meistens verkehrten auf der Owschlager Strecke täglich vier Zugpaare.

Die Schienenbusse und die Talbot-Triebwagen

Die Kreisbahn wollte kostengünstiger wirtschaften, deshalb sollte der Personen- und Güterverkehr getrennt gefahren werden. Weiterhin sah die Verwaltung für den Güterverkehr den Dampfbetrieb vor, für die Personenbeförderung wollte die Kreisbahn auf die kostensparenden Motortriebwagen umsteigen.

Viele Angebote von namhaften Firmen lagen vor, schließlich entschied sich die Kreisverwaltung für ein Angebot von Linke-Hofmann-Busch über zwei Straßenomnibusse von VOMAG in Plauen. Diese wurden für den Schienenbetrieb von LHB umgerüstet. Es standen pro Wagen 43 Sitz- und 20 Stehplätze zur Verfügung. Der Preis lag pro Schienenomnibus bei 40 000 Reichsmark.

Ab Mitte Mai 1930 nahmen beide Fahrzeuge den Betrieb bei der Eckernförder Kreisbahn auf. Sie liefen unter der Bezeichnung T2 auf der Owschlager Strecke und unter T1 auf der Kappeler Strecke.

Für die Omnibusse war nur die Vorwärtsfahrt vorgeschrieben. Der Rückwärtsgang durfte nur zu Rangierzwecken bedient werden. Deshalb wurden 1930 an allen Endpunkten der Bahn, in Kappeln, in Eckernförde, in Owschlag und 1932 auf der kleinen Station Silberbergen, kleine Drehscheiben zum Wenden der Busse eingebaut.

In der Nähe der scheinbar unbedeutenden Bedarfshaltestelle Silberbergen lag das beliebte Ausflugslokal „Baumgarten“. In der Gastwirtschaft herrschte im Sommer und an den Wochenenden ständig Hochbetrieb. Oft wurden die Triebwagen als Sonderzüge eingesetzt. Für die Bahn war der Ausflugsverkehr ein lukratives Geschäft und die Drehscheibe eine notwendige Einrichtung.

Im Januar 1946 erlitt der T2 Achsenbruch und mußte stillgelegt werden. Er diente noch einige Jahre als Ersatzteilerspender für T1, der 1953 ausgemustert wurde.

Durch den Einsatz der beiden Triebwagen waren die Betriebskosten der Bahn merklich gesunken. Aber aus den roten Zahlen kam man dennoch nicht heraus.

Nach dem Zweiten Weltkrieg und der Währungsreform war der Verkehr stark rückläufig. Eine gute Ausgangsposition erreichte die Bahn noch einmal 1949 mit dem Kauf der Triebwagen T4 und T5, 1950 kam der Triebwagen Nr. 3 hinzu. Alle Fahrzeuge wurden in der Waggonfabrik Talbot GmbH in Aachen gefertigt. Die Triebwagen verfügten über 52 Sitz- sowie 23 Stehplätze.

Der Personenverkehr auf den Eckernförder Strecken wurde wieder rentabler, aber dieser Einsatz kam für die Kreisbahn viel zu spät.

Ausbau der Strecken und Bahnanschlüsse

Schon um die Jahrhundertwende wurden Kurven- und Steigungsverbesserungen sowie Gleiserneuerungen auf der Strecke Kappeln–Eckernförde vorgenommen. Die Bahn hatte sich mit Beginn des Zweiten Weltkrieges etwas erholt, und die verbesserte Ertragslage nutzte die Verwaltung und verstärkte 1939 die Schienen des Hauptgleises auf der Kappeler Strecke. Die Streckenarbeiter kamen aber nicht weit, denn wegen Materialmangels mußten die Erneuerungsarbeiten eingestellt werden.

Der Zustand der Bahnanlage muß nach Ende des Krieges als katastrophal bezeichnet werden. Mit Hilfe von Landeskrediten wurde nach der Währungsreform das Hauptgleis beider Strecken erneuert.

Die Bahn hat die Entwicklung von Landwirtschaft, Handel und Gewerbe im Kreis Eckernförde bedeutend gefördert. Das kommt besonders bei den vielen Gleisanschlüssen zum Ausdruck. An der Eckernförder-Kappeler Strecke gab es sechs und an der Strecke Eckernförde-Owslager gab es vier Gleisanschlüsse. Die zuverlässige Kohleversorgung durch die Kreisbahn war die Voraussetzung für die Errichtung mehrerer großer Milchwerke, Nestlé in Kappeln, Milchwerk Loose in Holzdorf und die Sanitätsmolkerei Barkelsby. Auch das E-Werk in Osterby wurde ab 1910 mit Steinkohle beliefert.

Die wichtigsten Gleisanschlüsse bei der Kreisbahn:

Torfwerk Westermoor, Christiansen (später Brikettfabrik Westermoor), mit einer Länge von 400 m – Kieswerk Brekendorf – Sägewerk Bothmann mit einer bahneigenen Krananlage, Bahnhof Hütten-Damendorf – Milchwerke Loose in Holzdorf – Moorstich Moorbrücke – Sanitätsmeierei Barkelsby und die Nebengleisanlage im Bahnhof Brekendorf mit einer Krananlage für den Holztransport aus dem Staatsforst.

Das Ende nahte

Die Kreisbahn konnte trotz guter Beförderungsleistungen nur durch Zuschüsse des Kreises existieren. Die jährlichen Fehlbeträge bewegten sich 1914 bei 40.000 Reichsmark und 1923 stiegen sie auf über 100.000 RM an.

Während des Zweiten Weltkrieges konnten aufgrund Materialknappheit keine Unterhaltungsarbeiten ausgeführt werden, und man sammelte Rücklagen von über 800.000 RM, die aber durch die Inflation verloren gingen. 1949 mußte ein Minus von 300.000 DM und 1950 ein Defizit von 240.000 DM finanziert werden. Die Landeszuschüsse für die Bahn lagen nie über 50.000 RM.

Die jährlichen Zuschüsse aus dem Kreishaushalt waren nicht länger zu verantworten. Es war also verständlich, daß die zuständigen Organe zunächst die Schließung der Owslager Strecke planten. Diese Strecke erreichte seit Eröffnung weder annähernd die Betriebsergebnisse noch in struktureller Wirkung die Bedeutung der Kappeler Strecke. Mit der Teilfertigstellung einer Ersatzstraße begann man abschnittsweise mit der Stilllegung der Kreisbahn am 20. April 1954. Das Abgebaute wurde zum Kreisbahnhof Eckernförde transportiert. Das Material, das auf der Reststrecke keine Verwendung fand, wurde verkauft.

Jetzt hatte die verbliebene Strecke die gesamten Kosten zu tragen, und auch die Zuschüsse verringerten sich erheblich. So wurde beschlossen, auch diese Strecke zu schließen. Am 31. Mai 1958 begann der Abschied von der Kreisbahn in Kappeln. Abschnitt für Abschnitt wurde die Strecke stillgelegt und abgebaut. Der letzte fahrplanmäßige Zug fuhr am 10. September 1958 bis zur Station Loose. In Loose fand zum Abschluß eine Kreistagsitzung statt. Die Kreistagsabgeordneten waren die letzten Fahrgäste der Kreisbahn.

Die Gründe, die zur Einstellung des Kreisbahnbetriebes führten, waren u. a. die Schmalspurweite und der damit verbundene Umladezwang an den Anschlußpunkten zur Staatsbahn, die hohen Instandhaltungskosten aufgrund der schwierigen Trassenführung, die schwache Bevölkerungsdichte der Region (besonders an der Owslager Strecke), die Konkurrenz der Straße und die jahrelangen Unterbilanzen.

Ein weiterer Faktor war, daß der Kreis der Tarifautonomie des Landes Schleswig-Holstein unterlag.

Das bedeutete, die Kreisbahn diene der Allgemeinheit, war somit als sozial einzustufen und deshalb durfte die Betriebsverwaltung selbständig keine Tarifierhöhungen vornehmen, um sich den allgemeinen Preissteigerungen anzupassen. Die Tarife der Kreisbahn hatten 1953 den Stand von 1936. Die Kosten waren aber mittlerweile um das Dreifache gestiegen. Mehrere Anträge auf eine 20prozentige Tarifierhöhung wurden immer wieder vom Land Schleswig-Holstein abgelehnt.

Erinnerung an die Kreisbahn

Auf dem ehemaligen Kreisbahngelände in Eckernförde sucht man vergeblich nach sichtbaren Resten oder den Gebäuden. Nur das normalspurige Hafengleis ist noch



Die Abbruchkolonne hat Vogelsang-Grünholz erreicht. Rechts das Bahnhofsgebäude.

vorhanden. Die Bahnhofsgebäude an der Strecke nach Owschlag und Kappeln stehen noch in Owschlag, Norby-Ramsdorf, Hütten-Damendorf, Osterby, Kochendorf, Brekendorf, Loose, Moorbrücke, Holzdorf, Schuby, Dörphof, Karby, Brodersby und Ellenberg. Die Gebäude in Vogelsang-Grünholz und in Ascheffel sind nach einem Brand wieder originalgetreu aufgebaut worden. Gut erkennbar sind noch die Güterschuppen in Hütten-Damendorf und Brekendorf. Wer auf der Kreis- bzw. Landstraße von Owschlag über Eckernförde nach Kappeln fährt, benutzt oft die ehemalige Kleinbahntrasse. Aus dem Bahnkörper am Windebyer Noor (ein Binnengewässer in Eckernförde) von Eckernförde bis Kochendorf entstand ein idyllischer Wanderweg. Auch in Karby kann man ein kurzes Stück auf dem ehemaligen Bahnkörper wandern. Die schönsten Stücke aus der Eckernförder Kleinbahnzeit kann der Besucher in Bruchhausen-Vilsen, bei der ersten Deutschen Museumseisenbahn, und in Herscheid-Hüinghausen, bei der Märkischen Museums-Eisenbahn, bewundern. Dort existieren noch die Triebwagen Nr. 4 und Nr. 3.

Quellenmaterial und Literatur

Landesarchiv Schleswig-Holstein, Abt. 320 - Eckernförde
 Kreisarchiv Eckernförde: Eckernförder Zeitung
 Kreisarchiv Eckernförde
 Kreisarchiv Rendsburg
 Archivalien des Heimatvereins Eckernförde
 Geschäftsberichte der Eckernförder Kreisbahn
 Jahrbuch der Heimatgemeinschaft Eckernförde e.V.
 Gerd Wolff: Deutsche Klein- und Privatbahnen. Teil I - Schleswig-Holstein, Hamburg.
 Wolfgang Zeunert: Die Kleinbahn, Nr. 28.
 Chronik Karby
 Chronik Vogelsang-Grünholz
 Hans Jürgen Stöver: Sylter Inselbahn III. Triebwagen und Diesellokomotiven.

Die Gesellschaft für Volkskunde berichtet

Wanderausstellung kommt ins „Laufen“

Die Wanderausstellung „Handwerk in Schleswig-Holstein 1900 bis heute“, die die GVSH mit Unterstützung der Kulturstiftung des Sparkassen- und Giroverbandes erstellt hat, erfreut sich zunehmender Beliebtheit unter den Sparkassen im Lande. Für 1998 sind folgende Orte vorgesehen:

April/Mai	Hohenwestedt/Hademarschen
Juni	Itzehoe
Juli/August	Heiligenhafen (mit Museum)
August/September	Friedrichstadt
September/Oktober	Schönwalde

Für 1999 hat sich die Sparkasse Rendsburg im Frühjahr angemeldet.

Dadurch haben auch die Mitglieder der GVSH die Möglichkeit, sich diese Ausstellung in der Nähe anzuschauen.

Vortragsreihe

Manch eine/r wird die lange in der TOP geführte Vortragsreihe von Mitgliedern der GVSH vermissen. Die Nachfrage war aber so gering, daß in Zukunft darauf verzichtet wird, die Vorträge hier abzdrukken.

Trotzdem wird die GVSH weiterhin die Vermittlung von Vorträgen übernehmen. Mitglieder, die volkskundliche Themen anzubieten haben, bitten wir um Nachricht, damit wir bei Anfragen eine breite Palette anbieten können.

Vorträge oder Vortragsreihen zu besonderen Gelegenheiten werden wir - wenn es zeitlich paßt - auch weiterhin veröffentlichen. Wir bitten ggf. um Benachrichtigung, damit wir die Termine aufnehmen können.

Gesuchte Anschriften

Es kommt immer wieder vor, daß Adressenänderungen der GVSH nicht mitgeteilt werden. So werden Sendungen zurückgeschickt, und das Porto ist vergeblich bezahlt. Wer die neuen Anschriften der folgenden Mitglieder kennt, möge sie bitte der Geschäftsführung unter Tel. 04302-279 oder Fax 04302-9439 mitteilen.

Hans-Heinrich Krüger Kreuzhorst 1 31547 Rehburg-Loccum	Karin Haist Maurienstraße 19 22305 Hamburg	Heike Brümmer Münstereifeler Str. 53879 Euskirchen
--	--	--

Regina Löneke M.A. Händelstraße 6 Göttingen	Marie-Luise Thomsen Südring 14 24357 Fleckeby
---	---

Regina Schulz-Giese Projensdorfer Str. 2 24106 Kiel	Regina Rohde Klingbergstraße 3 25832 Tönning
---	--

Schriftenreihe

der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Vorstand und Beirat haben beschlossen, eine Schriftenreihe herauszugeben. Bestellungen zu Sonderpreisen für Mitglieder nur über die Geschäftsführung.

Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. (Hg.): **Strukturwandel auf dem Land**, Beiträge der Herbsttagung 1994, Redaktion: Marion Bejchowetz-Iserhoht. 90 S., br., mit einem Titelfoto und einigen Abb., ISBN 3-928326-09-0 (=Schriftenreihe der GVSH Bd. 1). Verkaufspreis 30,00 DM (für Mitglieder 15,00 DM).

Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. (Hg.): **Handwerk in Schleswig-Holstein 1900 bis heute**. Katalog der Wanderausstellung der GVSH. 93 S., br., mit 43 Fotos und einer Einf. v. Doris Tillmann. Großbarkau 1997. ISBN 3-928326-17-1 (=Schriftenreihe der GVSH Bd. 2). Verkaufspreis 20,00 DM (für Mitglieder 12,00 DM).

Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V. (Hg.): **Gebaute Welten**. Beiträge der Herbsttagung 1996, Redaktion: Marion Bejchowetz-Iserhoht. 106 S., br., mit 18 Fotos und div. Abb., ISBN 2-928326-18-x (=Schriftenreihe der GVSH Bd. 3). Verkaufspreis 30,00 DM (für Mitglieder 15,00 DM).

Aus Forschung und Lehre

Bericht über die Tagung „Subjektive Welten“

Martin Rheinheimer

Vom 6. bis 8. Juni 1997 veranstaltete der Arbeitskreis für Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins auf dem Koppelsberg bei Plön unter der Leitung von Martin Rheinheimer (Kiel) eine Tagung zu dem Thema „Subjektive Welten“. Die Teilnehmer der Tagung, darunter auch einige Volkskundler, hatten sich bereits zu zwei Vorgesprächen getroffen. Da die quantifizierbaren, als „objektiv“ angesehenen Strukturen von immer mehr, gerade jüngeren Historikern als unanschaulich angesehen werden, wenn sie sich zu sehr von dem einzelnen entfernen, der diesen Strukturen ausgesetzt ist, ist bereits die sogenannte „Neue Kulturgeschichte“ entstanden und 1993 die Zeitschrift „Historische Anthropologie“ gegründet worden. In Schleswig-Holstein sind bislang nur wenige derartige Arbeiten entstanden, und das war für den Arbeitskreis der Anlaß, historische Mentalitäten und das subjektive Erleben der Menschen in den Mittelpunkt eines Projektes zu stellen. Das Interesse richtete sich auf die Ausbildung von Identität, unterschiedliche Lebensentwürfe, Identitätskrisen und Identitätswandel. Da sich alle Veränderungen wirtschaftlicher und sozialer Strukturen auch auf die Lebenswelt des einzelnen auswirken, war zu fragen: Wie nimmt der Mensch sie wahr? Wie geht er mit der Veränderung um? Verdrängt er sie, wehrt er sich, oder verändert er sich, gestaltet er die Veränderung gar bewußt mit?

Martin Rheinheimer (Kiel) ging in seinem Einleitungsreferat von den Hintergründen und der weiteren Entwicklung der Fragestellung in den Vorbereitungstreffen aus. Es war festgestellt worden, daß die meisten der Themen nicht zu bearbeiten sind, ohne die „Subjektivität“ als solche zu thematisieren und zu hinterfragen, inwieweit es überhaupt möglich ist, das Erleben eines historischen Subjekts zu verstehen. Er näherte sich nun dem Thema, indem er an einem konkreten Beispiel einige Methoden, Theorien und Modelle auf ihre Anwendbarkeit hin überprüfte. Als Basis diente ihm ein Fall aus dem 17. Jahrhundert, wo ein späterer Kieler Theologieprofessor einen vom Teufel besessenen Knaben heilte. Später verfaßte er einen Traktat über diesen Fall. Rheinheimer zeigte beispielhaft, wie man an den Text mit einer psychoanalytischen Methode, einer ethnologischen im Sinne von Clifford Geertz oder einer entwicklungspsychologischen im Sinne von Piaget, Erikson, Kohlberg oder Fowler herangehen könnte. Dabei zeigte er zugleich die Grenzen dieser Methoden bei ihrer Anwendung auf historische Quellen.

auf. Die Anwendung dieser Methoden habe ihren Sinn, wenn sie helfe, heute nicht mehr Verständliches zu verstehen. Sie habe gewissermaßen die Funktion einer Übersetzung. Neben der Subjektivität der handelnden Personen sei auch stets die der Aufzeichnenden und die des Historikers in Rechnung zu stellen.

In der Diskussion wurde die Gefahr der Beliebigkeit angesprochen. Eine neue Subjektivität entstehe durch die Auswahl der Fallbeispiele, der Modelle und überhaupt durch die Zeitbezogenheit jeder Interpretation. Deshalb wurde die Notwendigkeit des Gegenchecks am Kontext betont. Außerdem sei es notwendig, die jeweilige Herangehensweise offenzulegen. Es bestand Einigkeit, daß jedes Modell nur eine Hilfskonstruktion sei, und es wurde auch die Angst vor einer totalen Relativierung angesprochen.

Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidt (Glückstadt) berichtete in seinem Beitrag „Was Daniel Lübbeke wichtig war“ über die Aufzeichnungen eines Wewelsflether Kirchspielsvogts aus den Jahren 1599 bis 1608. Dieser hatte auf 160 Blatt Wissenswertes über die Gegend, Rechtsgebräuche, Abschriften obrigkeitlicher Schreiben und aus älteren Registern aufgeschrieben. Es finden sich dazwischen auch Urteilsprüche lokaler Gerichte, kommunale Angelegenheiten, privat wichtige Dinge und Abrechnungen über den Kirchenneubau in Wewelsfleth, an dem er als Kirchenjurat beteiligt war. Als Ziel der Niederschrift ist eindeutig die Rechtssicherung zu erkennen, die dadurch erfolgte, daß Lübbeke Erinnerung verschriftlichte. Das Buch war, obwohl es auch familiäre Aufzeichnungen enthielt, nicht für ihn alleine geschrieben, sondern als Merkbuch für seine Gegend gedacht. In der Diskussion ging es vor allem um die Person Daniel Lübbekes und seine Lebenswelt. Er gehörte der bäuerlichen Elite an, war stark von familialen Zusammenhängen geprägt und dachte in Generationen. Dabei spielte der Besitz, den es zu erhalten galt, eine große Rolle. Lübbeke wertete in seinen Aufzeichnungen nicht. Aber er schilderte eine Welt voller Konflikte, die seine Aufzeichnungen bewältigen helfen sollten.

Maren Lorenz (Hamburg) thematisierte in ihrem Vortrag „Von Monstren und Menschen“ den Umgang mit sogenannten Mißgeburten im 18. Jahrhundert. Sie stellte dabei den wissenschaftlichen Diskurs dem tatsächlichen Umgang der Eltern mit „Mißgeburten“ gegenüber. Die Ärzte vertraten häufig noch die Imaginationstheorie, nach der sich ein Gefühlssturm der Schwangeren in der Mißbildung ausdrückte. Sie interpretierten Aussagen der Frauen um und versuchten sie mit Suggestivfragen zu entsprechenden Äußerungen zu verleiten. Die Bevölkerung glaubte bereits an Erbfehler, weil sie das beim Vieh beobachtet hätte. Solange das Kind noch irgendwie menschlichem Äußeren entsprach, sprachen die Eltern ihm eine Seele zu, die ein christliches Begräbnis verlangte. Sie verweigerten meist die Obduktion, zumal sie nicht wollten, daß die „Mißgeburt“ bekannt wurde. Zum Teil wurden überlebende „Mißgeburten“ (z. B. Hydrocephali) mit großer Liebe gepflegt. Es herrschte also nicht nur eine funktionale Eltern-Kind-Beziehung. In der Diskussion wurde die Rolle der Pastoren angesprochen,

aber auch darauf hingewiesen, daß „Mißgeburten“ trotz des bei solchen Vorfällen großen Echos eine absolute Seltenheit darstellten.

In dem Beitrag von Alexandra Lutz (Kiel) ging es um Wahnsinn im dörflichen Kontext des 18. Jahrhunderts. Im Zentrum stand ein Fallbeispiel, das in Ehescheidungsakten überliefert ist: Abel Glashoff wollte sich von ihrem Mann Peter scheiden lassen. Er wandte gegen dieses Ansinnen ein, seine Frau sei nicht bei Verstand, sie glaube verhext zu sein und wolle sich deshalb scheiden lassen. Es ging ihm aber auch darum, keinen Unterhalt zu zahlen. Sie gab ihm die Schuld an ihrem Zustand. Beide stammten aus eher ärmlichen Verhältnissen im Königsmoor. 1755 heirateten sie, erwarben 1767 eine Käte. Dabei blieben sie auf weiteren Zuverdienst angewiesen. Bis 1775 sind keine weiteren Vorkommnisse bekannt. Damals wollte er sie wegen ihres zerrütteten Zustandes ins Zucht- und Tollhaus einweisen lassen. In dieser Zeit waren auch die wirtschaftlichen Verhältnisse des Paares so zerrüttet, daß sie die Kate 1776 verkaufen mußten. Jeder beschuldigte den anderen, den Ruin verursacht zu haben. Abel Glashoff glaubte an Schadenzauber. Sie blieb nicht lange im Zucht- und Tollhaus. Ihr Zustand schwankte. Später lebte sie als Vagantin und wurde gemieden. Sie starb vor 1782, ohne daß die Ehe geschieden worden wäre. Die Diskussion kreiste um Art und Entstehung ihres Wahnsinns. Wie wird Wahnsinn konstruiert? Wurde Abel Glashoff nur für wahnsinnig erklärt, weil sie eine Frau war, die aus der Rolle fiel?

Vera Lind (Kiel/Göttingen) nahm den Selbstmordversuch des Historienmalers Philip Peter Pfeiffer am 7. Juni 1775 (der Jahrestag jährte sich am Tag des Vortrags zum 222. Mal!) zum Anlaß, über das Scheitern eines neuen Lebensentwurfs und einer neuen Konzeption von Liebe nachzudenken. Pfeiffer stammte aus einer Hamburger Malerfamilie und gehörte der Oberschicht an. Er studierte in Kopenhagen. Nach seiner Rückkehr verliebte er sich in die Dienstmagd seiner Eltern, ging mit ihr nach Amsterdam, wo sie in „wilder Ehe“ lebten. Das Paar hatte vier Kinder, die aber früh starben. Nach der Rückkehr nach Hamburg kaufte er mit Hilfe einer großen Erbschaft einen Bauernhof in Lokstedt, wobei er sich aber übernahm, seine Lebensgefährtin zu mißhandeln begann und schließlich einen Selbstmordversuch unternahm. Vera Lind machte die unkonventionelle Lebensweise des Malers an der Beziehung zu seiner Lebensgefährtin, seiner Entscheidung auf das Land zu ziehen und den Beziehungen, die er dort zu einem Knecht hatte, fest. Seine Wunschvorstellungen standen offensichtlich in einem so großen Widerspruch zu den Realitäten der Zeit, daß er daran scheiterte. Durch seinen Verstoß gegen geltende Konventionen löste er Verwirrung und Abwehr aus.

Jan Klußmann (Kiel) sprach unter dem Titel „Die Unruhe unter den kleinen Leuten“ über die Instenunruhen in den Jahren 1848-1850. Als Quelle dienten ihm Gesuche, Leserbriefe und Flugblätter aus den ländlichen Unterschichten. In der Zeit der „Erhebung“ bedienten sie sich bürgerlicher Formen, um ihre eigene Lage darzustellen, wobei der Tenor war, sie seien unverschuldet in eine Notlage geraten. Die Grundbesitzer beuteten die

Tagelöhner aus und achteten sie nicht als Menschen. Die Instenbewegung schloß sich der bürgerlichen Revolution von 1848 an, wobei sie die bürgerlichen Formen in ihrem Sinne umdeutete. In der Diskussion wurde darauf hingewiesen, daß die Unruhen an Orten auftraten, wo es auch früher schon welche gegeben hatte (z. B. Kaltenkirchen). „Vollerts Beschwerden“ dienten Nils Hansen (Kiel) dazu, über die subjektiven Welten zu reflektieren. Als Quelle dienten ihm dabei die Schulvisitationsberichte des Lehrers Vollert in Freudenberg (ca. 1840-1865). Einerseits klagte er über schlechte oder zu geringe Naturallieferungen, geringen Schulbesuch und den Konflikt der Dörfer innerhalb der Schulgemeinde, andererseits setzte er sich vehement für eine staatliche Absicherung der Volksschullehrer ein. Von seiner eigenen Bedeutung (und der seines Berufes) sehr überzeugt, kämpfte er zwei Jahrzehnte für die Verbeamtung der Lehrer. Resignierter und im Dorf isolierter Landschullehrer einerseits, war er doch zugleich ein selbstbewußter und kämpferischer Vertreter des Lehrerstandes, der sich für seine Berufsgruppe einsetzte. Nils Hansen konzentrierte sich bewußt nur auf diese eine Quelle, um ihre Begrenztheit zu verdeutlichen. Entsprechend wurden Möglichkeit und Notwendigkeit der Einbeziehung weiterer Quellen diskutiert.

Martin Rheinheimer (Kiel) behandelte die Metalität eines ländlichen Armen um 1850. Den Ausgangspunkt bildete ein Gerichtsprotokoll, in dem ein Unterstützungsempfänger wegen „Trotzigkeit“ und „ungebührlichem Betragen“ verurteilt wurde. Die anwachsende Massenarmut in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte nicht nur zu explodierenden Kosten des Armenwesens, sondern auch zu einer Verhärtung gegenüber den Armen geführt, denen man die Schuld an ihrer Verarmung z. B. aufgrund zu frühen Heiratens gab. Die Rekonstruktion der Biographie des verurteilten Armen zeigt, daß er als ein Armer mit etlichen Kindern dem Vorurteil entsprach, andererseits aufgrund seines familiären und wirtschaftlichen Hintergrundes auch keine Chance hatte, ohne Unterstützung auszukommen. Deshalb versuchte man, ihn zu disziplinieren, indem man ihm zuerst das Amt des Armenvogtes gab, ihm später seine Kinder entzog und anderswo in Pflege gab. Liest man das Gerichtsprotokoll vor diesem Hintergrund noch einmal, so zeigt sich, daß sein Verhalten korrekt war und er sich sogar als ein guter Vater erweist. Dem Gericht ging es darum, ein Exempel zu statuieren. Die Biographie des Armen, dessen Vater schon Unterstützung bezogen hatte, zeigt aber auch, daß die Not eigene Handlungsweisen entwickelte, die es einerseits erlaubten, als Armer zu überleben, andererseits ein Entkommen aus der Armut nicht mehr ermöglichten.

Bärbel von Borries-Pusback (Hamburg) untersuchte „Bildungsbürgerliche Familienbeziehungen im Spiegel der Briefe des Nationalökonom Wilhlem Seelig (1821-1906)“. Seelig war einerseits Professor für Volkswirtschaft in Kiel, andererseits seit 1871 Reichstags- bzw. preußischer Landtagsabgeordneter. Während der parlamentarischen Sitzungsphasen schrieb er fast täglich nach Hause. Die Briefe enthalten rein Privates, aber auch Politisches. Insgesamt erfüllen sie ungefähr die Funktion, die heute ein

Telefongespräch hätte. Seeligs Frau stammte aus verarmtem Adel und brachte Vermögen und drei Kinder in die Ehe. Nicht zuletzt aus diesem Vermögen erwuchs ihre starke Position in der Ehe. Sie trieb ihren Mann in seiner Karriere an, war aber andererseits nur wenig bereit, die sich aus seiner Abwesenheit ergebenden Konsequenzen zu tragen, was schließlich zu einer heftigen Ehekrise führte. Interessant ist auch das unterschiedliche Verhältnis Seeligs zu den Kindern, die teils aus ihrer ersten Ehe stammen, teils von ihm.

Julia Brüggemann (Mainz) stellte die Abrechnung einer Prostituierten mit der Polizei in Hamburg 1908 in den Mittelpunkt ihres Beitrages: „Ich werde alles aufrichtig und wahr schreiben, da wird sich aber die Welt wundern.“ Konkret ging es um die Bestechlichkeit der Sittenpolizei. Die Autorin war zum Zeitpunkt der Abrechnung 62 Jahre alt und schon seit 17 Jahren nicht mehr aktiv. Ihre Anklageschrift löste eine interne Untersuchung bei der Polizei aus, führte aber zu keinen Konsequenzen. Es wurde vielmehr versucht, die Autorin als unglaubwürdig darzustellen. Diese erscheint in ihrem Auftreten als selbstbewußte Frau, weniger als „Opfer“ der Gesellschaft denn als handelndes Subjekt. Sie forderte für sich eine gerechte Behandlung ein, wie sie der respektablen Gesellschaft gewährt wurde. Die Diskussion drehte sich vor allem um die Frage, was sie im Alter von 62 Jahren zu dieser Abrechnung veranlaßt hat. In diesem Zusammenhang wurde über eine lebenszyklische Krise spekuliert.

Angrit Weber (Rostock) analysierte „Die Zustände in der Irrenanstalt St. Katharinenstift in Rostock zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Spiegel von Insassenberichten und behördlichen Aufzeichnungen“. Nach einem kurzen Überblick über die Geschichte des Katharinenstifts analysierte sie die Briefe zweier Insassen aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. Beide Insassen waren vorher als Kriminelle aufgefallen und verursachten der Armenkasse, die sie unterhalten mußte, erhebliche Kosten. Die Einweisung in die Irrenanstalt erfolgte in beiden Fällen vor allem aus Kostengründen und diente der Disziplinierung. Die Klagen schildern nicht nur den katastrophalen Zustand innerhalb der Anstalt, sondern auch die Bereicherung des Inspektors. Die offizielle Reaktion auf diese Vorwürfe waren weitere Disziplinierungsversuche und Verharmlosung. Generell meinte man, die Brutalität gegen Arme und Kranke bei diesen Leuten nicht begründen zu müssen. In der Diskussion wurde auf die Medikalisation von Abweichlern im Rahmen biologistischer Erklärungen um die Jahrhundertwende hingewiesen. Außerdem kamen geschlechtsspezifische Unterschiede zur Sprache.

Gingen die bisherigen Vorträge vor allem von einzelnen Personen aus, so stellte Walter Asmus (Uelvesbüll) allgemeine Veränderungen des Weltbildes in den Mittelpunkt seines Vortrages „Nähe - Ferne - Geschwindigkeit“. Er untersuchte nämlich Wandlungen im Distanzempfinden seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Spielte Zeit bei der Überwindung von Räumen bis etwa 1800 keine Rolle, so änderte sich das infolge von Eisenbahnbau und Motorisierung. Anhand von Karten konnte Walter Asmus dokumentieren, wie

immer größere Entfernungen in immer kürzerer Zeit überwunden werden konnten. Zugleich wurde der Faktor Zeit bedeutsamer. Einerseits weitete sich der Gesichtskreis, zugleich aber trat im Nahbereich eine Entleerung der Fläche auf, weil eine entfernte Großstadt mit besserer Verkehrsanbindung unter Umständen schneller zu erreichen war als ein nahe gelegenes Dorf. So führte der Autobahnbau zum Verlernen der Orientierung auf den Nahraum. In der Diskussion wurde der Umfang frühneuzeitlicher Mobilität angesprochen. Es sei lokal und schichtspezifisch zu differenzieren, da z. B. Seefahrer oder auch manche Unterschichtgruppen mobiler gewesen seien, was sich auch auf ihr Zeit- und Raumverständnis ausgewirkt haben dürfte. Es wurde aber auch darauf hingewiesen, daß eine einheitliche Zeit erst wegen der Eisenbahnfahrpläne eingeführt wurde.

Norbert Fischer (Hanstedt/Nordheide) stellte seinen Beitrag unter das Motto „Überleben und Leben“. Anhand von ca. 30 Zeitzeugenbefragungen in Stormarn untersuchte er, wie sich Nachkriegszeit und 50er Jahre im biographischen Gedächtnis bewahrt und wie sie dieses Gedächtnis strukturiert haben. Dabei lassen sich einige Grundtendenzen erkennen: Am stärksten haben sich die unmittelbaren Nachkriegsjahre eingepreßt; die Jahre danach verschwimmen. Die Welten erscheinen fragil und provisorisch. Die Erfahrung der Not verschmilzt mit der Hoffnung. Politik spielte im Bewußtsein nur eine Rolle, wenn sie in die eigenen Lebensumstände eingriff. Adenauer kommt in der Erinnerung kaum vor, wohl aber die Währungsreform. Im weiteren Verlauf spielte das Bedürfnis nach Fixpunkten (dem eigenen Haus) eine große Rolle. Der Aspekt des Todes wird nicht thematisiert, hat die Leute aber massiv geprägt. Generell ist eine Tendenz zur harmonischen Rückblende zu erkennen (z. B. bei ehemaligen Flüchtlingen); die Nachfrage ermöglicht dann aber eine neue Entdeckung der eigenen Geschichte. In der Diskussion wurde darauf hingewiesen, daß eine Krisensituation offenbar zu einer Verkleinerung der Perspektive führe (Orientierung auf regionale Identitäten, private Welten). Ähnliches sei nach der Wende 1989 in den neuen Bundesländern eingetreten. Die Abschlußdiskussion kehrte noch einmal zu den eingangs aufgeworfenen Fragen zurück. Subjektive Quellen können danach nie die ganze historische Realität beleuchten, sondern nur die jeweilige Sichtweise, und auch diese ändert sich im Verlauf des weiteren Lebens wieder. Erst die Vielzahl der Perspektiven überwindet die Beliebigkeit, schafft ein Mosaik, das ein Bild ergibt. Es wurde aber dennoch davor gewarnt, ein einheitliches Bild konstruieren zu wollen. Im Suchen nach einem Roten Faden liege auch eine Gefahr, und man müsse akzeptieren, daß eine gewisse Beliebigkeit bleibt. Auch wenn somit vieles offen bleibt, hat die Tagung doch fruchtbaren Austausch ermöglicht und viele Anregungen gebracht. Vor allem hat sie den Blick auf neue Fragestellungen gelenkt und ermuntert, auch bekannte Themen einmal aus einer anderen Richtung zu betrachten. Die Ergebnisse waren zum Teil erstaunlich und zwingen mitunter dazu, von bisherigen Sichtweisen Abschied zu nehmen.

„Männlich - Weiblich“

Der 31. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde - Profilierungsveranstaltung ohne Profil?

Bericht einer Studierenden-Gruppe

Vierzehn Kieler Studierende machten sich Ende September auf den Weg nach Marburg, um auf dem 31. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde Neues zum Thema „Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur“ zu erfahren. Die Erwartungshaltungen der Studierenden und Doktoranden waren sehr unterschiedlich: Für einige war ein Kongreß eine völlig neue Erfahrung; andere hatten von früheren Kongressen eine Vorstellung dessen, was sie erwarten würde. Doch davon später mehr.

Aufgrund des langen Anfahrtsweges konnten nicht alle das gesamte Programm des ersten Tages wahrnehmen. Angeboten wurden für den frühen Montagnachmittag Stadtführungen, von denen neben zwei allgemeinen eine auf das Thema des Kongresses zugeschnitten war. Zum Thema des Kongresses passend, gab PD Dr. Marita Metz-Becker während ihrer Führung einen Einblick in „Acht Hundert Jahre Marburger Frauengeschichte“.

Im Rahmen der Eröffnungsveranstaltung in der Aula der Alten Universität wurde dann gegen Abend der erste wissenschaftliche Vortrag gehalten. Prof. Dr. Silke Göttisch (Kiel) sprach zum Thema „Geschlechterforschung und historische Volkskultur. Zur Rekonstruktion frühneuzeitlicher Lebenswelten von Männern und Frauen“. Im Anschluß an den Empfang trafen sich bereits die ersten Kommissionen der DGV, genauer die „Internationale Volkskundliche Bibliographie“ (Dr. Rainer Alsheimer/Bremen), die „Arbeitsgruppe Kulturhistorischer Museen“ (Cornelia Foerster/Bielefeld), die „Kommission für deutsche und osteuropäische Volkskunde“ (Dr. Heike Müns/Oldenburg), die „Kommission Tourismusforschung“ (Prof. Dr. Ronald Lutz/Erfurt) sowie die „Gruppe der Freiberufler/innen und Gruppe der Volontäre/innen, etc.“ (Dr. Christoph Dautermann/Much; Antje Tietz, M.A./Marburg).

Mit jeweils vier Plenarvorträgen¹ vormittags und vier parallel laufenden Sektionen am Nachmittag liefen die nächsten Kongreßtage im Marbruger Hörsaalgebäude ab. In den einzelnen Sektionen wurden jeweils vier kurze Vorträge zu einem Hauptthema gehalten,

1 Da aus Platzgründen nicht alle Vorträge vorgestellt werden können, mußte eine (subjektive) Auswahl getroffen werden. Abstracts aller gehaltenen Vorträge finden sich in den: *dgv Information. Mitteilungen der deutschen Gesellschaft für Volkskunde*, Heft 2, Göttingen, Juni, 1997.

die anschließend vom Plenum diskutiert werden konnten. Von kurzen Pausen unterbrochen boten die Sektionen den Teilnehmern die Möglichkeit, zwischen den Gruppen zu wechseln und Vorträge zu anderen Themen zu hören.

Den Auftakt am Dienstag bildeten die Vorträge der Professorinnen Christine Burckhardt-Seebass (Basel), Jan Peters (Potsdam), Linda Dégh (Bloomington/Indiana) und Ruth B. Bottigheimer (Stony Brook/New York). Im Mittelpunkt der drei Beiträge stand die Frau bzw. die Frauenforschung. So stellte zum Beispiel Linda Dégh ihrem Vortrag mit dem Titel „The spirituality of women in the world of ambiguous messages“ die Frage „Are women more spiritual than men?“ voran, die sie im Laufe ihres Vortrages eindeutig mit „Yes! They are because of their role in religion!“ zu beantworten wußte.

Am Nachmittag konnten die Kongreßteilnehmer unter Sektionen zu den Themen I. Körpersymbolik, Körperbilder, II. Sprache und Tradierung, III. Ritual, Brauch und IV. Religion, Politik, Ideologie wählen. In Sektion I. referierte z. B. Prof. Dr. Ueli Gyr (Zürich) zum Thema „Typisch typologisch! Zur Polarisierung geschlechtsbezogener Körpersymbolik in nonverbaler Sicht“ die verschiedenen Forschungsergebnisse der letzten Jahre bzw. Jahrzehnte hinsichtlich weiblicher und männlicher Körpersprache.

Wie am Vortag trafen sich auch an diesem Abend einige Arbeitsgruppen der DGV: Die Kommission „Interkulturelle Kommunikation“ (Prof. Dr. Klaus Roth/München vertretend für Prof. Dr. Christian Giordano/Fribourg), das „Netzwerk Gesundheit und Kultur in der volkskundlichen Forschung“ (Dr. Eberhard Wolff/Stuttgart), die „Kommission für Erzählforschung“ (Dr. Ingrid Tomkowiak/Göttingen) sowie die Gruppe der Studierenden der Gesellschaft für Volkskunde (Frank Penner/Frankfurt a.M.).

Die Prof.es Barbara Duden (Hannover), Ina-Maria Greverus (Frankfurt a.M.) und Dr. Klara Löffler (Wien) hielten die Plenarvorträge am Mittwoch. Ina-Maria Greverus versuchte zum Beispiel mit ihrem Vortrag „Performing culture. Feldforschung männlich - weiblich - menschlich“ einen Einblick in ihre Arbeit zu geben. Am Mittwochnachmittag fand die Mitgliederversammlung der DGV statt, an die sich der öffentliche Abendvortrag Prof. Dr. Martin Scharfes (Marburg) anschloß. „Die Heilige und ihr Zuchtmeister. Marburger Bilder zum Geschlechterverhältnis“ gab nicht nur einen Einblick in die Geschichte der Wandbilder in der Alten Aula der Marburger Universität, sondern auch in die Lebens- und Leidensgeschichte der Heiligen Elisabeth, deren Schicksal eng mit der Stadt Marburg verknüpft ist.

Die „Kommission für Frauenforschung“ unter der Leitung von Prof. Dr. Christel Köhle-Hezinger traf sich im Anschluß an den Abendvortrag.

Die Plenarvorträge am Donnerstag wurden von den Prof.es Barbara A. Babcock (Tucson/Arizona), Bjarne Rogan (Oslo), Carola Lipp (Göttingen) und Dr. Sabine Wienker-Piepho (Freiburg) gehalten. Letztgenannte rief in ihrem Vortrag „Genderlect - ein Beitrag zur historisch-vergleichenden Erzählforschung“ die volkskundlichen Wissenschaftler dazu auf, das alltägliche Erzählen in Verbindung mit einer teilnehmenden

Beobachtung in die Erzählforschung - die „letzte Domäne der Volkskunde“ - einfließen zu lassen.

Die Sektionen am Nachmittag gestalteten sich wie folgt: V. Geschlecht und Identitäten, VI. Kleidung, Lebensstile, VII. Technik und Geschlecht sowie VIII. Innenräume, Außenräume. So untersuchte z. B. Ute Bechdorf M.A. (Tübingen) in ihrem Vortrag mit dem Titel „Männlich vs. weiblich? Mediale De- und Rekonstruktionen der Geschlechterdifferenz“ (Sektion V.) die geschlechtsspezifischen Darstellungen in Musikvideoclips und deren Wirkung auf Jugendliche.

Nach dem Abschlußvortrag Prof. Dr. Herbert Schwedts mit dem Titel „Geschlechterrollen, Macht und Brauch“ trafen sich wiederum Arbeitsgruppen der DGV, so die „Kommission für volkskundlichen Film“ (Dr. Edmund Ballhaus/Göttingen), die „Kommission Arbeiterkultur“ (Prof. Dr. Bernd Jürgen Warneken/Tübingen) sowie der „Ausschuß für Studien- und Berufsfragen“ (Dr. Heidrun Alzheimer/Würzburg).

Zum Abschluß der Kongresses bot sich am Freitag die Möglichkeit, an einer der drei Exkursionen zu den Themen „Schwalm- Bilder und Sichtweisen“ (Dr. Jutta Buchner-Fuhs, Petra Naumann-Winter, M.A., Andreas Seim, M.A.), „Arbeiterbauern und Hüttenwerke - Strukturwandel im hessischen Hinterland und im Dillrevier“ (Prof. Dr. Heinrich J. Dingeldein) sowie „Evangelisch - Katholisch: Konfessionelle Kulturen um die Amöneburg“ (Dr. Siegfried Becker, Gabriele Schlimmermann und Claus-Marco Dietrich) teilzunehmen.

Doch nun zu den anfangs bereits erwähnten Erwartungshaltungen der Studierenden und deren Erfüllung:

Die Thematik des 31. Kongresses der deutschen Gesellschaft für Volkskunde schien eine Fülle von Bearbeitungsmöglichkeiten zu bieten, die jedoch nur unzureichend wahrgenommen und genutzt wurden. Viele Studierende, die mit dem Wunsch, hier Neues oder Provokatives zu erfahren, angereizt waren, wurden enttäuscht. „Etwas über die derzeitige Forschungslage und über die zukünftigen Wege der Kategorie Geschlecht in unserem Fach zu erfahren“, war für viele ein Ziel. Doch die Suche nach Fachfrauen und -männern sowie nach Anregungen für weitere Arbeiten war ebenfalls wenig erfolgreich.

Vielfach hatte es den Anschein, daß die Vortragenden eher aufgrund ihrer namhaften Stellung im Fach eingeladen wurden und nicht, weil sie sich in ihren Forschungen mit Themen aus dem Bereich der „Gender studies“ hervorgetan hätten.

Es bleibt festzuhalten, daß eine ganze Reihe von Vorträgen eindeutig nicht unter dem Anspruch der thematischen Vorgaben erarbeitet worden ist, sondern nachträglich einen mühsamen Anstrich männlich-weiblicher Problematik erhalten hatten. Dies traf z. B. auf den Vortrag von Ina-Maria Greverus: „Performing culture. Feldforschung männlich-weiblich-menschlich“, aber auch etliche andere zu.

Leider blieb auch die Anzahl der Vorträge, die sich mit aktuellen Problemstellungen innerhalb der Forschung beschäftigten, gegenüber den üblichen, historischen Beiträgen, die sich immer wieder auf die frühe Neuzeit bezogen, sehr zurück. Der Bezug zum aktuellen politischen Zeitgeschehen - „Backlash“-Erscheinungen, Verdrängung von Frauen vom Arbeitsmarkt in Zeiten wachsender Arbeitslosigkeit etc.“ - wurde leider überhaupt nicht hergestellt. Auch wurde kaum über Bekanntes hinausgehend gedacht. Müssen wir uns nicht fragen, ob es der volkscundlichen Geschlechterforschung genügt, bei Begriffsklärungen wie der „Kategorie Geschlecht“ zu verweilen? Welches Ziel haben fachspezifische Stellungnahmen in der „Gender-Diskussion“? (Eine Ausnahme bildete hier der Beitrag von Barbara Duden: „Der Genus und das Objekt der Volkskunde - im Lichte neuerer Körper - und Technikgeschichte“. in dem u.a. die Kategorisierung in „sex“ und „gender“ hinterfragt wurde.)

Auch zum organisatorischen Ablauf des Kongresses gibt es einige Punkte, die uns aufgefallen sind:

Zum einen war die Betreuung der Studierenden von außerhalb nicht immer zufriedenstellend. Und auch die Distanz zwischen Studierenden untereinander und zwischen Dozenten und Studierenden konnte nicht überwunden werden, da es wenig freien Raum für Diskussionen gab. Selbst beim Kommissionstreffen der Studierendenvertretung in der DGV stellten sich keine Verbindungen unter den Studierenden ein. Betretenes Schweigen der Studierenden und eine „lasche“ Führung der Studierendenvertreter waren Ursache für eine demotivierende Atmosphäre. Weiter ist es fraglich, ob Volkskundler, die bereits im Volontariat stehen, noch als Studierendenvertreter geeignet sind. Hier scheint eine studentische Selbstkritik angebracht.

Nebenbei bemerkt: Negativ aufgefallen ist uns, das manche fragende Kollegen in den sich den Vorträgen anschließenden Diskussionen mit spitzen Bemerkungen die Kompetenz gerade der weiblichen Vortragenden zu untergraben suchten. Abschließend ist noch anzumerken, daß der Umgang mit der englischen Sprache in manchen Fällen hochnotpeinlich war. Die Begrüßung ausländischer Gäste in den Podiumsdiskussionen hätte eindeutig professioneller gestaltet werden müssen. Auch bleibt es die Frage, ob bei der Verwendung englischer Fachbegriffe, über deren Aussprache und Bedeutung man sich nicht im klaren schien, nicht besser auf entsprechende deutsche Fachbegriffe zurückgegriffen werden sollte.

Aus dem Seminar für Volkskunde

Magisterarbeiten

Eva Bronsert, Wandlungen des Zeitbildes im Spiegel von Kalenderliteratur. Der Schleswig-Holsteinische („Meyn´sche“) Hauskalender von 1869-1914. (abgegeben)

Sandra Scherreiks, „Endlich der Richtige!“ Diskurs über Männlichkeit und ihre Spiegelung in Trivialromanen zwischen 1973 und 1996. (abgegeben)

Silke Strecker, Fremdbilder Jugendlicher in Göteborg und Kiel. Eine vergleichende Analyse.

Dissertationen

Renko Buß, Der Wandel im suburbanen Wohnen und Bauen seit der Industrialisierung am Beispiel des Kieler Stadtteils Elmschshagen.

Silke Kral, Ehe und Familie 1945 bis 1965 in Schleswig-Holstein.

Anke Mührenberg, Lebenssituationen von Landarbeitern im Kreisherzogtum Lauenburg.

Personalia

Am 25. Juni 1997 hat sich Herr Dr. Harm-Peer Zimmermann habilitiert. Er ist damit berechtigt, Magisterarbeiten und Dissertationen zu betreuen und die entsprechenden Prüfungen abzunehmen. An dieser Stelle noch einmal: Herzlichen Glückwunsch! Allerdings vertritt Dr. Zimmermann nun im WS 1997/98 als Privatdozent eine Professur in Freiburg, so daß seine angekündigten Lehrveranstaltungen in Kiel ausfallen.

Dafür hat aber Herr PD Dr. Andreas Schmidt den Ruf auf die Professur für Volkskunde (Nachfolge Prof. Dr. Kai Detlev Sievers) erhalten und vertritt seine Stelle ab 1.10.1997 bis zur endgültigen Ernennung.

Exkursionen

Vom 19.-26.10.1997 fand eine Exkursion nach Baden unter der Leitung von Frau Prof. Dr. Silke Götttsch und Herrn Dr. Nils Hansen sowie vom 27.-31.10.1997 eine Exkursion ins Ruhrgebiet unter der Leitung von Herrn PD Dr. Harm-Peer Zimmermann statt.

Veranstaltungen im Wintersemester 1997/98

Vorlesungen

Widerständigkeit - Protestformen als kulturelle Ausdrucksmuster.

Prof. Dr. Silke Götttsch

Schwank - Witz - Lachen.

PD Dr. Andreas Schmidt

Seminare

Proseminar I: Einführung in die Volkskunde.

Prof. Dr. Silke Götttsch

Proseminar II: Sozialer und kultureller Wandel im 19. Jahrhundert.

Dr. Nils Hansen

Körpererfahrung und Körperlichkeit - Die Modellierung des Leibes.

Prof. Dr. Silke Götttsch

Maritime Volkskultur.

Dr. Nils Hansen

Das Mikrophon vorm Volksmund.

Holger Jansen

Kulturgeschichte des Lesens.

PD Dr. Andreas Schmidt

Bilderwelten - Welt der Bilder.

PD Dr. Andreas Schmidt

Kolloquia

Neuere Literatur in der Volkskunde.

Prof. Dr. Silke Götttsch

Objektive Hermeneutik.

PD Dr. Andreas Schmidt

Museen und Ausstellungen

„Das verzeichnete Mädchen“

Puppen und Mädchendarstellungen dokumentieren Weiblichkeits- und Erziehungs-ideale des 20. Jahrhunderts.

Doris Tillmann

Vom 1. 10. bis zum 15. 12. 1997 zeigt das Museum Kellinghusen in Zusammenarbeit mit der Gleichstellungsbeauftragten der Gemeinde und dem Bildungswerk „anderes lernen e. V.“ die Ausstellung „Das verzeichnete Mädchen“. Die Anregung hierzu gab die gleichnamige Dissertation von Susanne Regener, die sich mit Mädchendarstellungen im bürgerlichen Millieu des ausgehenden 19. Jahrhundert befaßt (Regener, Susanne, Das verzeichnete Mädchen. Zur Darstellung des bürgerlichen Mädchens in Photographie, Puppe, Text im ausgehenden 19. Jahrhundert, Marburg 1988). Die Autorin untersucht vor allem fotografische Mädchenportraits und das Erscheinungsbild von Mädchenpuppen, in denen sich weniger die Lebensrealitäten der Kinder widerspiegeln, als vielmehr Ideen und Vorstellungen Erwachsener vom Mädchen-Sein.

Die Ausstellung will diesen gedanklichen Ansätzen nachfolgenden und auf die verschiedenen Zeitabschnitte des 20. Jahrhunderts übertragen. Gezeigt werden Mädchendarstellungen aus dem Bereich der kommerziellen Atelierfotografie, der populären Druckgrafik, der Buch- und Zeitschriftenillustration, Postkarten, aber auch Spielzeuge, insbesondere Puppen, die die Physiognomie des Mädchens nachzeichnen. Die Exponate offenbaren den jeweiligen Blick der „Großen“ auf das weibliche Kind; es sind Fiktionen, in denen zeittypische Kindheits- und Weiblichkeitsideale deutlich werden. Die stereotype Art, in der Mimik und Ausdruck des Mädchens, die Zeichnung seines Gesichtes und die Haltung seines Körpers in den Darstellungen nachgebildet sind, machen die Puppen und Bilder zu Symbolträgern und Übermittlern pädagogischer Intentionen. Sie richten sich an Kinder und Eltern und transportieren als Identifikationsobjekte Wertvorstellungen und Tugendbegriffe, die sich die Mädchen aneignen sollen. Sie dienen der Prägung ihres Rollenverhaltens in den Lebensbereichen Arbeit, Familie und Partnerschaft.

Die Mädchendarstellungen zeigen dabei weit mehr als die bloßen erzieherischen Absichten. Indem sie den Blick offenlegen, mit dem die Erwachsenenwelt die weibliche Kindheitsphase betrachtet, offenbaren sie gleichzeitig deren Träume und Wunsch-

vorstellungen von der „verlorenen Kindheit“. Sie drücken die Haltungen und Empfindungen der Erwachsenen gegenüber dem Mädchen aus.

Die Auffassung der von Kindheit als abgegrenztem, eigenständigen Lebensabschnitt, entstammt dem bürgerlichen Selbstverständnis des 19. Jahrhunderts. In der industrialisierten Gesellschaft entstehen Distanzen zwischen Erwachsenen- und Kinderwelt. Die „Großen“ treten den Kindern mit einer zunehmender Fremdheit gegenüber, die ihren Blick auf das Mädchen bestimmt, und als deren Folge eine ausgeprägt klischeehafte Kindlichkeit bei den Mädchendarstellungen zu finden ist. Alle Puppen und Bilder sind gekennzeichnet von einer standardisierten Physiognomie, sie haben rundliche Gesichter, eine glatte Haut, große Augen,



Stubsnasen und geschwungene, feingezeichnete Lippen. Sie verkörpern die idealtypischen Kindheitsattribute wie Reinheit, Schönheit, Zartheit, Natürlichkeit und in ihrer gewollten Asexualität gleichzeitig eine unschuldige Sinnlichkeit, die den Bildern auch eine erotische Anziehungskraft gibt. Solche Mädchendarstellungen waren seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ein beliebtes Motiv der sich rasant entwickelnden Bildmedien. Sie wurden zu einem populären Genre der Druckgrafik und der Postkartenfotografie. Die Bilder, die allein die emotionale Ausstrahlung des Mädchenmotivs ausnutzen, bedienten eine breite Palette von Empfindungen, die von sentimentaler Rührung bis hin zu pädophilen Begehrllichkeiten reichten. Sie geben Zeugnis von der weitreichenden Tradition und der gesellschaftlichen Akzeptanz derart mißbräuchlichen Umgangs mit Kindern.

Solche Mädchendarstellungen, die zwar in ihrer Ausgestaltung entsprechend dem Zeitgeschmack variieren können, ziehen sich als Typus durch das ganze 20. Jahrhun-

dert. Während der Kaiserzeit waren besonders üppige Darstellungen beliebt, in den 20er Jahren differenzierte sich das Mädchenbild und wurde in der NS-Zeit auf einen einheitlichen, streng „arischen“ Typ reduziert. Die oft zeichenhaft stilisierten Mädchendarstellungen der frühen Nachkriegszeit verleugneten vielfach jede Körperlichkeit und Lebendigkeit des Kindes, während die Mädchen in den 70er Jahren in der Manier der Pop-art eine neue Fröhlichkeit gewinnen. Die unterschiedlichen Sichtweisen und Darstellungen von Mädchen in unserem Jahrhundert ergeben sich aus den sozialen und politischen Veränderungen, die jeweils neue Weiblichkeitsideale und damit Erziehungsleitbilder hervorbrachten:

Um 1900 ermöglichte der gründerzeitliche Wohlstand in fast allen Gesellschaftsschichten eine Ausrichtung des Lebensstils nach bürgerlichen Vorbildern. Dies betraf auch die Mädchenerziehung. In den gutsituierten Familien brauchten die Töchter nicht so sehr in die Arbeitswelt eingeführt werden, sondern eher in ihre zukünftige gesellschaftliche Aufgabe der häuslichen Repräsentation und Muße. Von klein auf lernten die Mädchen dabei, daß ihre Rolle im Leben eine andere war als die der Jungen. Während sich die Söhne aktiv, kämpferisch und sogar wild zeigen durften, sollten bei den Töchtern ganz andere, eben „weiblichen Charakterzüge“ herausgebildet werden. Dazu gehörten Unterordnung und Fügsamkeit, Sanftmut, Geduld, Demut, Häuslichkeit und Mütterlichkeit, denn es war die Aufgabe der Frau in der bürgerlichen Welt, ihrem Mann eine Stütze zu sein und in seinem Schatten zu stehen. Sie sollte standesgemäß seine Kinder erziehen, den Hausstand leiten und auf ein ansprechendes Äußeres achten. Solch familiärer Repräsentation dienten selbst schon Mädchen im kleinsten Kindesalter. Sie mußten ihre Tugendhaftigkeit und ihre einwandfreie Erziehung nicht nur bei realen gesellschaftlichen Anlässen durch gutes Benehmen unter Beweis stellen. Auch auf bildlichen Darstellungen der bürgerlichen Töchter, z. B. bei der um die Jahrhundertwende in Mode gekommenen Portraitfotografie, achtete man auf eine besondere Mimik und Haltung des Mädchens, die seine brave Schönheit und sittliche Reinheit zum Ausdruck brachten. Die Fotos wurden in aufwendig gestalteten Alben im Salon ausgelegt und den Gästen des Hauses gezeigt.

Die weiblichen Tugenden, die sich ein Mädchen aneignen sollte, wurden durch verschiedene pädagogische Methoden eingeübt. Die wichtigste darunter war der Handarbeitsunterricht. Das Erlernen textiler Fertigkeiten diente dabei weniger der hauswirtschaftlichen Eigenproduktion von Kleidung, als vielmehr dem Einüben von Fleiß, Ausdauer, Reinlichkeit, Ordnung, Sauberkeit. Die weitere Bildung der höheren Töchter beschränkte sich auf die musischen Fächer wie Klavierspiel, Gesang, Literatur, allenfalls noch französische Sprachkenntnisse und Hauswirtschaft. Auch das Puppenspiel wurde als Teil der Mädchenerziehung gefördert, denn dabei konnte sich das Kind familiäre Kompetenzen aneignen. Gleichzeitig war die Puppe ein Identifikationsobjekt, die in ihrer Ausgestaltung mit großen Augen, Pausbacken und Lockenpracht die

gleichen Mädchenklischees bediente wie die Darstellungen auf Postkarten und in der populären Druckgrafik.

Während in bürgerlichen Kreisen diese aufwendige und unproduktive Mädchenerziehung lange Zeit gewährleistet werden konnte, kam es in den unteren sozialen Schichten bald zu Diskrepanzen zwischen den Erziehungsidealen und der Lebensrealität der Familien. Müßiggang und Geziertheit konnten sich hier die Kinder wenig leisten, und so wurden die weiblichen Tugenden in diesen Gesellschaftsgruppen entsprechend variiert. Anstelle von Repräsentation und Kultiviertheit traten im Kleinbürgertum Fleiß, Sauberkeit, Bescheidenheit, Ordnungssinn und Sparsamkeit. Auch diese Mädchen übten ihre Aufgaben durch das Puppenspiel ein, wenn auch mit weit weniger aufwendig gearbeiteten Puppen als im großbürgerlichen Milieu. Besonders preiswert und daher weit verbreitet waren Anziehpuppen aus Papier. Dem Ankleiden der Puppe kam dabei eine besondere erzieherische Funktion zu, die dem hohen Stellenwert der Kleidung im Rahmen der weiblichen Sozialisation entspricht.

Erzieherische Funktion übernahmen seit Beginn des 20. Jahrhunderts außerdem speziell für Mädchen gestaltete Jugendbücher, die sogenannte Backfischliteratur, deren Heldinnen die „typisch weiblichen“ Rollenmuster nachzeichnen und die oft bis in die fünfziger Jahre hinein eine ungebrochene Vorbildfunktion hatten. Zu den ältesten und bekanntesten gehörte der 1885 erstmals aufgelegte „Trotzkopf“ von Emmy von Rhoden.

Die bürgerlichen Leitbilder der Mädchenerziehung schienen ins Wanken zu geraten, als während des I. Weltkrieges der Einsatz von jungen Mädchen und Frauen in allen Wirtschaftsbereichen nötig wurde. Ihre Arbeit in den bis dahin von Männern dominierten Erwerbsfeldern wurde jedoch als Ausnahmesituation begriffen und als patriotische Pflicht, die das Gefüge der Geschlechterrollen nicht grundsätzlich in Frage stellte. Solche kriegsbedingte Frauenarbeit wurde verstanden als eine Unterstützung der Männer an der Front, die die eigentlichen Helden des Vaterlandes sein sollten. Nachhaltig wirkte sich allerdings die Erfahrung von Not und Eigenverantwortlichkeit während des Krieges auf die weiblichen Lebensperspektiven und ihre Leitbilder aus. Die Ideale lagen nun nicht mehr im repräsentativen Müßiggang, sondern bei Fleiß und Aufopferungsbereitschaft, Standhaftigkeit, Sparsamkeit und Disziplin.

Aufgrund der Kriegserfahrungen wurden den Frauen auch gewisse berufliche Kompetenzen zugestanden, sie sollten sich allerdings auf hauswirtschaftliche und fürsorgereiche Bereiche beschränken, die noch immer als ihre „naturgemäßen“ Tätigkeitsfelder angesehen wurden. Auch die staatsbürgerlichen Rechte, die die Frauen in der Weimarer Republik erlangten, sollten sie in diesem Sinne nutzen und ihre gesellschaftlichen Aufgaben in Haushalt, Familie oder Wohlfahrt suchen. Die Lebenssituation vieler Frauen, die wegen der anhaltenden wirtschaftlichen Krisen auf eigene Erwerbsarbeit angewiesen waren, widersprach jedoch diesen Ideen. Ihre Suche nach neuen Wegen

schlug sich in den sozialen und politischen Forderungen einer breiten und facettenreichen Emanzipationsbewegung nieder. Auch in ihrem äußeren Erscheinungsbild legten die Frauen die bürgerlichen Traditionen ab und trugen ihre Röcke und ihre Haare kurz. Während der Zeit der Weimarer Republik entwickelte sich ein sehr differenziertes Frauenbild mit einem breiten Spektrum an Wertvorstellungen und weiblichen Erziehungsleitbildern. Sie reichten vom weltoffenen Stadtmädchen, das als Büroangestellte oder Verkäuferin eigenes Geld verdiente, bis hin zur kinderreichen Bäuerin, die sich für Hof und Familie aufopferte. Während in der Stadt Modebewußtsein und Eleganz gefragt waren, gab sich das Landmädchen bewußt natürlich und brachte stolz Heimatbewußtsein und eine neue Bäuerlichkeit zum Ausdruck. Die gesellschaftliche Vielfalt schlug sich im unterschiedlichen Erscheinungsbild und im Kleidungsverhalten der Mädchen ebenso nieder wie in der bildlichen Darstellung und in der Ausgestaltung von Puppen und Spielzeug.

In den 20er Jahren wurde eine Vielzahl moderner pädagogischer Ideen entwickelt, die vor allem eine freiere, natürlichere Entwicklung des Kindes propagierten und bürgerliche Moral und preußische Disziplin weitgehend ablehnten. Hauptziel der Mädchenerziehung blieb dabei aber die „Erziehung zur Mütterlichkeit“, wie sie beispielsweise im kindlichen Rollenspiel mit den eigens dafür konzipierten „Käthe-Kruse-Puppen“ eingeübt wurde. Bei der solchermaßen erlernten Familienarbeit wurden die Mädchen früh mit Verantwortungsbewußtsein und Pflichtgefühl konfrontiert, das in der Krisenzeit der Weimarer Republik in allen Lebensbereichen notwendig war. Dies lernten sie auch in Vereinen oder Jugendgruppen, denn die Mädchenerziehung fand nun nicht mehr nur in der abgeschirmten bürgerlichen Kinderstube statt, sondern war eingebunden in gesellschaftliche Gruppen und Aktivitäten.

Vollends zum öffentlichen Anliegen wurde die Erziehung dann unter der Herrschaft der Nationalsozialisten. Sie folgte den völkischen Ideen, welche Mädchen mit frischem, nordisch-germanischem Aussehen forderten, körperlich robust, sportlich und gesund. Ziel der nationalsozialistischen Mädchenerziehung war die Herausbildung kräftiger, „gebärfreudiger“ junger Frauen, die dem Führer und dem Reich Kinder schenkten. Die klassischen bürgerlichen Erziehungsideale verloren dabei vielfach ihre Gültigkeit. Zwar wurden die Mädchen auch in der NS-Zeit zu Unterordnung, Pflichtgefühl, Treue und Ehrbarkeit erzogen, diese Tugenden aber zielten nicht zuerst auf die zukünftigen familiären Rollen der jungen Frauen ab, sondern auf ihre Stellung in der Volksgemeinschaft, der die deutschen Mädchen verpflichtet werden sollten. Volk und Reich sollten eine weitaus höhere Bedeutung haben als die Familie. In dieser Gemeinschaftsideologie wurden auch die in der bürgerlichen Gesellschaft aufgebauten Schranken zwischen Kindheit und Erwachsensein vielfach nivelliert; Kindheit war nicht länger ein Schonraum und selbst die Kleinsten sollten schon in die „völkische Gemeinschaft“ eingebunden werden. Die Jungen und Mädchen wurden früh in Kinder- und Jugendorganisations-

nen eingegliedert, die der Volkserziehung im nationalsozialistischen Sinn dienten. Sie wurden von klein auf uniformiert und erlernten Gruppendisziplin und Gehorsam. Das Einüben von Treue und Loyalität gegenüber dem nationalsozialistischen Staat war gleichzeitig Teil der Kriegsvorbereitungen. Jungen und Mädchen mußten dabei gleichermaßen Dienstbereitschaft und Arbeitsfreude zeigen. In vieler Hinsicht waren die Erziehungsziele beider Geschlechter einander angeglichen.

Dies zeigte sich auch in den bildlichen Darstellungen der Mädchen, die nun sehr viel weniger püppchenhaft waren. Anstatt wilder Lockenpracht mit üppigen Haarschleifen, Rüschenkleid und Spitzenschürze trugen die „Mädel“ der NS-Zeit das blonde Haar zu Zöpfen gebunden, ihre Kleidung war schlicht, ihr Gesichtsausdruck streng und erwachsen. In Ihrer Mimik lagen Reife und Verantwortungsbewußtsein und es fehlte ihnen jede Koketterie.

Nach Kriegsende prägten zunächst Not und Pragmatismus das Erziehungswesen in Deutschland. Der politische und wirtschaftliche Neuanfang brachte aber bald gesellschaftliche Wertsysteme hervor, aus denen sich die Erziehungsideale der frühen Bundesrepublik ergaben. Eine Vergangenheitsbewältigung fand zunächst nicht statt, und man richtete den Blick nach vorn, allerdings in notgedrungener oder schuldbeußter Bescheidenheit. Die Menschen suchten ein kleines Glück in der Familie, die wieder ihren Lebensmittelpunkt bilden sollte. In den 50er Jahren wurden familiäre Werte groß geschrieben, politisch gefördert durch ein einflußreiches, überaus konservatives Familienministerium. So wurde auch die Mädchenerziehung ganz auf die Rolle der Hausfrau und Mutter abgestimmt, während die Jungen als zukünftige Familienernährer aufs Berufsleben vorbereitet wurden. Entsprechend groß waren die Differenzen im männlichen und weibliche Bildungsniveau. Auch beim Spielzeug wurde eine strenge geschlechtliche Differenzierung vorgenommen: für die Jungen gab es Modell-eisenbahnen und Autos, für die Mädchen Puppen und Handarbeitsartikel.

Fleiß und Strebsamkeit, gepaart mit Geschick und Ordnungssinn gehörten zu den wichtigsten weiblichen Erziehungszielen in der Zeit des Wiederaufbaus. Ein ebenso hoch angesiedeltes Ideal war die Sauberkeit, gleichzeitig ein Symbol für den Kampf gegen die „Flecken“ der deutschen Vergangenheit. In der Mädchenerziehung der 50er und 60er Jahre gewann das Spielmotiv der „Puppenwäsche“ an Bedeutung. Als weibliche Tugend stand die Sauberkeit gleich neben Reinheit, Unschuld, Sittsamkeit und Keuschheit, die auch von den Kirchen als oberste Gebote der Mädchenerziehung eingefordert wurden.

In der Gesellschaft wurden strenge Hierarchien gepflegt, die auf einem ausgeprägtem Autoritätsbewußtsein beruhten. Ihm wurde mit festen Etiketteregeln und zuvorkommender Höflichkeit Rechnung getragen. Von Kindern wurde stets ein braves, respektvolles Auftreten gegenüber Erwachsenen gefordert, und auch die Verhaltensweisen von Männern und Frauen waren durch Benimmvorschriften streng geregelt. Dabei galt die

Frau grundsätzlich als die Schwächere, die der männlichen Hilfe und seines Schutzes in der Öffentlichkeit bedurfte. In der Familie manifestierte eine rigorose Ehegesetzgebung die dem Mann untergeordnete Stellung der Frau.

Die engen Moralvorstellungen der deutschen Nachkriegsgesellschaft wurden in Frage gestellt, nachdem durch das „Wirtschaftswunder“ die materiellen Nöte weitgehend überwunden waren. Der steigende Wohlstand schlug sich auch in der Mädchenerziehung nieder. Neben der „Schildkrötpuppe“ tauchten nun „Barbie“ und ihre deutsche Schwester „Petra“ auf und brachten Luxus und Glimmerwelt ins Kinderzimmer. Sie stellten im Gegensatz zu anderen Puppen erwachsene Frauen dar und gaben den Mädchen damit ganz neue Identifikationsmöglichkeiten. Das gängige Mutter-Kind-Schema beim Puppenspiel wurde gebrochen. Statt dessen übernahm die Barbiepuppe eine ähnliche Spielfunktion wie die Anziehpuppe aus Papier. Nicht die Puppe, sondern ihre repräsentative Garderobe stand im Mittelpunkt.

Ende der 60er Jahre widersetzte sich die junge Generation mit Protestaktionen den inzwischen überkommenen Wertsystemen ihrer Eltern und Lehrer. Zu ihren politischen Forderungen gehörte auch eine neue Pädagogik, die im antiautoritären Erziehungsmodell der „Kinderläden“ gipfelte. Sie waren gleichzeitig ein Versuch, die Kindererziehung aus der Familie und dem alleinigen Verantwortungsbereich der Mütter heraus in eine offene Elterngruppe zu verlegen. Aus den Studentenprotesten heraus hatte sich auch eine neue Frauenbewegung formiert, zu deren Zielen es gehörte, die Männer im Bereich der Kindererziehung in ihre partnerschaftliche Pflicht zu nehmen. Die Frauen forderten in allen Lebensbereichen, vor allem im Berufsleben, Chancengleichheit für sich ein. Nur sehr langsam konnten sich ihre Vorstellungen in der Gesellschaft durchsetzen; seit Anfang der 70er Jahre ist jedoch ein steigendes weibliches Bildungsniveau ebenso zu verzeichnen wie ein wachsender Frauenanteil bei der Erwerbstätigkeit. Die rigorose Festlegung der weiblichen Lebensplanung auf die häusliche Welt wurde gelöst und die Erziehung ermöglichte von nun an gewisse berufliche Orientierungen der Mädchen. Die Perspektiven beschränkten sich jedoch auf Berufsfelder, die der traditionellen Haus- und Erziehungsarbeit verwandt waren oder in anderer Hinsicht der traditionellen Frauenrolle entsprachen. Gerade die fürsorglichen Berufe, die noch heute bei jungen Frauen besonders beliebt sind, erfordern soziale Fähigkeiten, die die Mädchen von klein auf erlernt haben. Fleiß, Geschicklichkeit, ein ausgleichendes Gemüt und selbstlose Hilfsbereitschaft, heute als „soziale Kompetenz“ bezeichnet, werden bei ihnen als hervorragende Eigenschaften geschätzt. Über diese Qualitäten verfügen beispielsweise auch die Heldinnen der modernen Backfischliteratur. Enid Blytons millionenfach aufgelegten „Hanni und Nanni“ lösen soziale Konflikte durch Kameradschaftlichkeit, Hilfsbereitschaft und Loyalität.

Die Ausstellung wird gezeigt im Museum Kellinghusen, Hauptstr. 18, 25548 Kellinghusen; Öffnungszeiten: Di - Do, Sa u. So 14 - 17 Uhr.

Volontärfortbildungen in Dresden (18.-20. April 1997) und in Hannover (5.-7. Juni 1997)

Nina Hennig

1997 fanden zwei Fortbildungsveranstaltungen für die Volontärinnen und Volontäre an Museen und Denkmalämtern statt. Diese Veranstaltungen spiegeln allein durch ihren regen Zulauf die Notwendigkeit einer überbetrieblichen Weiterbildung wider, die nicht z u s ä t z l i c h e Informationen und Kenntnisse vermitteln, sondern ganz grundsätzliche Dinge an- und durchsprechen. Im folgenden soll ein Bericht der beiden Arbeitstreffen gegeben werden.

Die Volontärinnen und der Volontär des Landesamtes für Denkmalpflege in Sachsen hatten vom 18.-20. April 1997 zum 7. bundesweiten Treffen der Volontäre an Museen und in der Denkmalpflege nach Dresden eingeladen. An der Veranstaltung nahmen über 50 Personen aus verschiedenen Wissenschaften (Kunstgeschichte, Volkskunde, Geschichte, Vor- und Frühgeschichte, Archäologie, Naturkunde, Technikgeschichte) teil. Die Programmpunkte der Tagung umfaßten den Rahmenplan für Volontäre an Denkmalämtern, Informationen über verschiedene Fortbildungsinitiativen für Volontäre und Erfahrungsberichte über Formen der Selbständigkeit oder freiberuflichen Tätigkeit.

Für die Volontäre an Museen existiert bereits seit 1995 ein Rahmenplan (= Grundsätze für die Beschäftigung) sowie eine Empfehlung für die Fortbildungsinhalte. Diesen Plan haben die Denkmalvolontäre als Vorbild für ihren eigenen genommen, über den die Kultusministerkonferenz noch 1997 beschließen soll. (Ob sie dieses bereits getan hat, entzieht sich meiner Kenntnis.) Eine Überlegung, die während der Diskussion über Formulierungen, spezielle Anforderungen und Inhalte geäußert wurde, war, ob den Volontären der Rahmenplan bei Unterschrift ihres Arbeitsvertrages überreicht werden sollte. Längst nicht alle sind über dessen Existenz, geschweige denn über seine Inhalte informiert. Dies macht es eigentlich und immer wieder nötig, den Plan noch einmal im Wortlaut wiederzugeben; ich möchte hier aber nur auf den Artikel von Ulrike Stadler in der TOP 10, 4. Jg./1994, S.18 f. verweisen. Zu fragen ist, wie verbindlich die Fortbildungsinhalte für die verschiedenen Museen sein sollten. Eine stärkere Orientierung an ihnen als es im Augenblick bei vielen der Fall ist, ist gewiß zu fordern, jedoch sind die Institutionen oftmals so unterschiedlich in ihrer Ausrichtung und in ihrem Aufgaben, daß eine strenge Verbindlichkeit weder sinnvoll noch möglich erscheint. Insgesamt wurde kritisch festgestellt, daß die Ausbildung in ihrer Vielseitig- und Gründlichkeit zu einem guten Teil von der Eigeninitiative der Volontäre abhängig ist.

Frau Regina Seegardel vom Landesverband der Museen zu Berlin e.V. berichtete über ihre Form der Weiterbildung der Volontäre an den Berliner Museen (Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz und andere). Frau Seegardel ist Verwaltungschefin am Deutschen Technikmuseum Berlin; ihre Interessen und Kompetenzen liegen dementsprechend u.a. bei Trägerschaften, Organisationsformen, Museumsverwaltung, Personalangelegenheiten, Haushaltsplanung, Leihverkehr, Marketing etc. Zu den etwa acht Fortbildungsterminen im Jahr, die jeweils einen Donnerstag nachmittag dauern, lädt Frau Seegardel Referenten ein, die an Beispielen anschaulich die verschiedenen Probleme erörtern und Materialien liefern.

Die Veranstaltungen, die allein durch das Engagement von Frau Seegardel zustande kommen, werden von den Volontären sehr gut angenommen und von den Leitern der verschiedenen Museen unterstützt. Obwohl die Anzahl der Termine nicht gering ist, stellten einige Berliner Volontäre fest, daß die Auseinandersetzung mit den angebotenen Bereichen nicht tief genug geht, als daß wirklich alles verstanden und später auch angewandt werden könnte. Für Schleswig-Holstein sind solche kleinen Fortbildungseinheiten - nicht nur im Bereich der Verwaltung, sondern zum Beispiel auch für die Restaurierung, Magazinierung und Öffentlichkeitsarbeit - unbedingt anzustreben.

Herr Dipl. Geogr. Hans Lochmann, Referent des Museumsverbandes für Niedersachsen und Bremen e.V., stellte eine weitere Form der Volontärfortbildung vor. Der dortige Museumsverband bietet pro Halbjahr eine zwei- bis dreitägige Veranstaltung an, wobei sich die Inhalte in einem Rhythmus von zwei Jahren wiederholen, ein Volontär also während seiner Ausbildungszeit alle vier verschiedenen Ausbildungseinheiten durchlaufen haben sollte. Die Einheiten umfassen die Themen Ausstellungsweisen, Öffentlichkeitsarbeit, Verwaltung und Sammlung. Auch hier übernehmen kompetente Referenten die Vermittlung.

Die Anzahl der Volontärinnen und Volontäre in Schleswig-Holstein ist allerdings zu gering (8 Auszubildende), um innerhalb des hiesigen Museumsverbandes ein ähnliches Programm aufbauen zu können. Um so erfreulicher ist es, daß den Schleswig-Holsteinern die Teilnahme an den niedersächsischen Veranstaltungen ermöglicht wird. Es ist weiterhin zu überlegen, ob innerhalb des Museumsverbandes Schleswig-Holstein eine „Arbeitsgemeinschaft Volontariat“ gegründet werden kann, die der Fortbildung und dem Austausch der Volontärinnen und Volontäre im Land einen etwas festeren Rahmen geben würde.

Der erste Beitrag zu der Sektion „Selbständigkeit“ kann auch noch der Fortbildung zugerechnet werden. Herr Paul stellte darin das Projekt „Internationale Museumswerkstatt Berlin“ vor. Diese Werkstatt, die sich noch im Aufbau befindet, plant, Berufsanfängern, aber auch langjährigen Mitarbeitern an Museen spezielle Weiterbildungen in Form eines Kompaktstudiums anzubieten. Inhalte sind hier vor allem Fragen nach und Weiterentwicklungen von Ausstellungstechnik und der didaktischen Aufbereitung der

zu vermittelnden Themen. Die Planungen dieses Projektes sind noch so vage, daß nicht deutlich wurde, ob die Angebote mit Kosten verbunden sind und wenn ja, wie hoch diese in etwa sein werden. Herr Paul berichtete, daß es das Anliegen der Werkstatt sei, sich institutionell an die Universität anzugliedern, auch wenn man nicht Einfluß auf das reguläre Studium der potentiellen Museumsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter nehmen wolle. Hier zeigte sich eine gewisse Widersprüchlichkeit oder Unentschlossenheit der Projektinitiatoren.

Der Beitrag von Herrn Paul wurde eher skeptisch zur Kenntnis genommen. Fortbildungszentren in der Art wie dieses schießen seit einiger Zeit wie Pilze aus dem Boden und sind in ihrer Qualität sehr unterschiedlich. Es blieb der Eindruck, daß es sich bei der „Internationalen Museumswerkstatt Berlin“ in erster Linie um eine Beschäftigungsmöglichkeit für die Initiatoren selbst handelt, ohne daß ein wirkliches Bedürfnis nach einer solchen Werkstatt vorhanden wäre. Zudem wurde negativ angemerkt, daß mit einer solchen Einrichtung die Ausbildungszeit noch einmal wieder verlängert und damit der Eintritt in das eigentliche Berufsleben weiter verzögert würde. Wie viele Sonder- und Zusatzausbildungen braucht ein Wissenschaftler, um endlich an einem Museum arbeiten zu können (und entsprechend bezahlt zu werden)?

Herr Müller-Hammerström, technischer Ingenieur und ehemaliger Mitarbeiter des Landesamtes für Denkmalpflege in Sachsen, machte sich zusammen mit einer Kunsthistorikerin selbständig. Die beiden betreiben ein Büro und erstellen für ihre Kunden Gutachten vor allem über Industriegebiete. „Industriearchäologie“ nannte Herr Müller-Hammerström das, was er tut, ohne es genauer zu beschreiben; gleiches galt für seine Klientel. Der Referent gab sich bedeckt in seinen Informationen, auch zum Beispiel zur Honorarermittlung, so daß man nicht ganz schlau aus ihm und seinem Unternehmen wurde. Um das Risiko der Selbständigkeit einzugehen, setzte er vorhandenes Startkapital, einen großen Bekanntenkreis und die Bereitschaft zu langen Arbeitszeiten als notwendig voraus. Da er zum Zeitpunkt seines Referates sein Büro noch nicht sehr lange betrieb, kann über Hammerströms Erfolg z.Z. noch keine Aussage gemacht werden, aber er gab zu verstehen, daß ein Bedarf für seine Tätigkeit vorhanden sei. Vielleicht waren seine Auskünfte deshalb so vorsichtig, weil sein Publikum eine potentielle Konkurrenz für ihn darstellte.

Das nächste bundesweite Treffen der Volontärinnen und Volontäre wird 1998 in Lüneburg stattfinden. Ausrichter ist der Volontär des Ostpreußischen Landesmuseums, unterstützt von Herrn Lochmann und einigen Volontären aus Berlin. Inhalte der Tagung wurden noch nicht beschlossen.

Die Volontärweiterbildung des Museumsverbandes Niedersachsen und Bremen e.V. vom 5.-7. Juni 1997 in Hannover hatte das Thema „Sammlungen“ als inhaltlichen Schwerpunkt. An dieser Veranstaltung nahmen 19 Personen teil, von denen vier aus

Schleswig-Holstein kamen. Der Museumsverband hat es sich zum Ziel gemacht, übergreifend grundlegende Themen der Museumsarbeit zu vermitteln. Was dieses Mal anhand von Sammlungsstrategien und Sammlungspolitik, Inventarisierung und Dokumentation sowie konservatorischen Aspekten und Depotverwaltung, Sicherheit und Arbeitsschutz am Arbeitsplatz geschah.

Die Referentinnen und Referenten stammten aus verschiedenen Museen Hannovers, der Urgeschichtsabteilung des Niedersächsischen Landesmuseums, dem Historischen Museum Hannover, dem Kestner- und dem Sprengel-Museum. Die Beiträge stellten Erfahrungsberichte aus den eigenen Häusern und der eigenen Arbeit dar. Allerdings ließen sich durchaus allgemeine Tendenzen, Probleme oder Vorgehensweisen aus den Referaten ableiten. Sammlungsziele können demnach verschieden definiert sein, zum Beispiel regional, chronologisch oder auch thematisch. Sie sind an großen Museen mit einem festgelegten Etat und ständigen Mitarbeitern leichter umzusetzen als an kleineren. Was nicht bedeutet, daß es an jedem größeren Museum überhaupt ein definiertes Sammlungskonzept gibt. Die Entwicklungsgeschichte des jeweiligen Hauses hinterläßt in diesem Bereich ihre Spuren. Sehr deutlich werden diese, wenn der Bestand eines Museums auf privaten Sammlungen beruht und die „Launen“ einer Person widerspiegelt. Dies gilt insbesondere, solange dieser Stifter noch lebt -, aber auch die Entwicklung der Fachgeschichte, veränderte Wertsetzungen, Interessenverschiebungen und finanzielle Möglichkeiten finden sich in Sammlungsstrategien wieder. Strenge Konsistenz bleibt hier Theorie.

Besonders wiesen die Referenten auf Zufälligkeiten hin, die ein Konzept beispielsweise durch Privatgaben überrumpeln können und auf die Bedeutung von Leihgebern für die Museumsarbeit, ohne die kaum noch eine Sammlung bestehen kann. Für kulturhistorische Museen bereitet auch die Unendlichkeit des Bereiches „Alltagsleben“ immer größere Probleme, um ein überzeugendes Sammlungskonzept zu verfolgen. Über all diese Überlegungen hinaus darf neben der Erweiterung des Bestandes jedoch nicht der Erhalt desselben vergessen werden.

Herr Lochmann faßte am Ende der ersten Sektion einige Punkte zur Inventarisierung und Dokumentation zusammen. Diese kämen oft zugunsten von Ausstellungsprojekten in den Museen zu kurz, und niemand fühle sich für deren Organisation und Durchführung wirklich verantwortlich. Inventarisierung und Dokumentation dürfen in ihrer Relevanz nicht unterschätzt werden, da ohne sie das Museum als Archiv der historischen Sachkultur sehr bald zusammenbräche. Für die Volontäre und Volontärinnen ist es wichtig, sich mit der Dokumentationsgeschichte ihres Hauses vertraut zu machen, Brüche darin zu erkennen und Versuche neuer Systematiken nachzuvollziehen. Der Erfahrungsaustausch der Tagungsteilnehmer machte gerade auf diesem Gebiet viele Mißstände und Desiderate deutlich. Herr Lochmann forderte die Erarbeitung von Bestandskatalogen als Teil der regulären Museumsarbeit ein. Weiterhin gab er Infor-

mationen über verschiedene Formen der Inventarisierung und Dokumentation mit Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung.

Der zweite und dritte Tag der Volontärfortbildung führte die Teilnehmer und Teilnehmerinnen in die Praxis, in verschiedene Museen Hannovers. Mitarbeiter erläuterten Sicherheit und Arbeitsschutz - hier in der Urgeschichtsabteilung des Landesmuseums Hannover -, ein Aspekt, der im Arbeitsalltag viel zu wenig ernst genommen wird. Ganz direkte Hinweise auf die Ausstattung beispielsweise von Vitrinen und die Einrichtung von Beleuchtungen und Magazinen für bestimmte Materialien nahmen die Volontäre mit Interesse auf. Kenntnisse dieser Art werden in den wenigsten Fällen am Arbeitsplatz vermittelt und sollten doch selbstverständlich sein im Umgang mit historischen Objekten.

Die Besichtigung der Restaurierungswerkstatt der Urgeschichtsabteilung, die Auseinandersetzung mit die Ausstellung dominierender Architektur im Sprengel-Museum und der Form der Präsentation im Kestner-Museum folgten.

Im Abschlußgespräch, dem Herr Lochmann genug Zeit einräumte, wurde einheitlich die Wichtigkeit dieser Form der Fortbildung bestätigt und Anerkennung für die exzellente Ausrichtung durch den Referenten des Museumsverbandes Niedersachsen und Bremen e. V. geäußert. Daraus läßt sich im Gegenzug ablesen, wie unvollständig die Ausbildung in den Museen ist, die Volontäre beschäftigen. Längerfristige Sammlungskonzepte, Ausstellungstechnik und Konservierungsaspekte, objektgerechte Magazineinrichtung und -sicherung sind verantwortungsvolle Felder der Museumsarbeit, die jedoch unter dem Druck der Geldgeber und der Besuchererwartungen verkümmern. Volontäre werden sofort in der Hatz der Ausstellungsproduktion eingesetzt; ein systematisches Lernen findet dabei kaum Platz. „Lernen“ ist Versuch und Erfahrungssammlung - auch viel zu oft ein Herausfinden oder Abgucken, wie man es nicht machen sollte. Ab und zu können Gedanken auftauchen, die an dem Sinn eines Volontariates zweifeln. Das - je nach den Aktivitäten des Museums mehr oder weniger zufällige - Wissen kann ebenso in Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen oder Werkverträgen an Museen erworben wären, die u.U. besser entlohnt werden.

Personen wie Herrn Lochmann, Frau Seegardel, Frau Kähler (Initiatorin von Fortbildungskursen im Museumsverband Schleswig-Holstein e.V.) und nicht zuletzt den Volontären und Volontärinnen selbst, die es trotz ihrer raschen Fluktuation schaffen, jährlich ein gemeinsames Treffen zu veranstalten, ist zu danken, daß diese Zweifel wenigstens zeitweise vertrieben werden können.

„Typisch Schleswig-Holstein?“

Wie sich Volkskundler und Volkskundlerinnen Schleswig-Holsteins zu regionalen Stereotypen verhielten.

Silke Strecker

Fragen an eine Ausstellung

Schon von weitem war Schleswig-Holsteins Flagge, keine Seltenheit hierzulande, sichtbar. Doch halt! Augenfällig war diesem Exemplar, das den Eingang zur volkskundlichen Sammlung des Landesmuseums auf dem Hesterberg in Schleswig schmückte, die Frage „Typisch Schleswig-Holstein?“ eingeschrieben. So lautete der Name der Ausstellung zu regionalen Stereotypen unter Leitung von Dr. Heinrich Mehl, mit welcher vom 1.8. - 19.10.1997 die große Wechsellausstellungshalle eingeweiht wurde. Dank Stereotypenforschung¹ der im jeweiligen kulturellen Gepäck, mehr oder weniger deutlich, vorhandenen Fremdbilder, Selbstbilder und erwarteten Selbstbilder bewußt, konnte sich die Betrachterin² außerdem noch recht gut erinnern an die Herausforderung aber auch Probleme der Konzeption einer Ausstellung über regionale Stereotypen sowie der damit einhergehenden Umsetzung von Klischees und Bildern in Objekte.³ Damit vertraut, daß Stereotypen, gelegentlich eher harmlose Lacheffekte hervorrufen, Ordnungsfunktionen haben und Identifikationsmöglichkeiten bieten, aber auch in den Dienst der Ausgrenzung gestellt werden können, ging sie vor dem Hintergrund, daß jede Schrift oder Ausstellung auch eine Organisation von Erfahrungen oder Voraussetzungen bedeutet,⁴ mit folgenden Fragen auf die Ausstellung zu: Auf welche Weise werden Stereotypen benannt, in Objekte umgesetzt und problematisiert?

Gang durch die Ausstellung

Das Ausstellungskonzept ist auf der ersten Texttafel eindeutig und verständlich formuliert: „Was sind Klischees, was ist historische Wirklichkeit? Welche Einflüsse

- 1 Inzwischen hat nicht nur die (Sozial-)Psychologie, sondern auch die Volkskunde/Europäische Ethnologie/Empirische Kulturwissenschaft Beiträge hierzu erbracht.
- 2 Um der Vollständigkeit willen kann noch angemerkt werden, daß ihr Hauptwohnsitz in Kiel liegt, sie allerdings nicht dort aufgewachsen ist.
- 3 Hierbei handelt es sich um das unter Leitung Prof. Dr. Utz Jeggles in Tübingen durchgeführte Studierendenprojekt „Schwabensbilder. Zur Konstruktion eines Regionalcharakters.“ Unter diesem Titel erschien 1997 in Tübingen auch ein Ausstellungskatalog.
- 4 Vgl. Jonas Frykman: Försvenskande berättelser. In: Försvenskningen av Sverige. 1993, S.131, sowie Anna Schober zu Metafunktionen in Ausstellungen. In: Montierte Geschichte. Programmatische historische Ausstellungen. Wien 1994.

kommen von außen? Wie vermittelt die Werbung unser Land? Welches Schleswig-Holstein-Bild haben wir selbst? Es sollen Einzelmotive gezeigt und Meinungen angedeutet werden.“ Der Text endet mit der Aufforderung, daß jeder sein eigenes Schleswig-Holstein-Bild überprüfen möge. Hierfür steht auch eine fiktive Betrachtergestalt mit Kamera,⁵ im gelben Regenmantel und Bluejeans im Raum, welche aufgrund des Äußeren sowohl männlich als auch weiblich, so gut Tourist(in) wie Einheimische(r), sein könnte.

Ein erster Blick auf die Ausstellung läßt vermuten, daß anhand von regionaler Symbolik, Kriegs- und Militärsymbolik, Schriftstellern und Landschaftswahrnehmung, Sprache, Kleidung, Nahrung, Migrationsbewegungen sowohl von Gegenständen als auch Menschen, Tourismus sowie schließlich Kunst und Industrie auf Bereiche verwiesen wird, mit denen Stereotypen verknüpft sind. Außerdem handelt es sich um volkswissenschaftliche Forschungsgebiete.⁶

Das Thema der ersten Vitrine ist regionale Symbolik. Zu sehen sind das Wappen und die Fahne Schleswig-Holsteins, sowie die Partitur des Schleswig-Holstein-Liedes. Diese befinden sich jedoch hinter einer, sozusagen, historischen Folie, deren Lektüre Hintergrundinformationen gibt. Es erfolgen sowohl Verweise auf den Kontext, in welchem die Symbole erstmals Bedeutung erlangten, als auch auf die Bedeutung sowie das Komponiert- und Getextetsein von Liedern. Gleich anschließend wird überdimensional, durchaus wörtlich zu nehmen, die Zusammensetzung des Wappens aus dem 14. Jahrhundert an einer Stellwand demonstriert. Die nächste Vitrine enthält als exemplarischen Hinweis auf Bedeutung, Wandel und doch Beständigkeit des Militärs in Schleswig-Holstein Soldatenfiguren in Uniformen der Jahre 1629-1956 vor dem Hintergrund Glückstadt: „[...]die Farben der Uniformen und die Durchschlagkraft der Waffen veränderten sich, die Soldaten blieben.“ Auf der untersten Ebene der dreigeteilten Vitrine sind Erinnerungsstücke an Kriege, in die Schleswig-Holstein verwickelt war, zu sehen. Insbesondere die mit ausgestellte „Volksgasmaske“ dürfte auch Betrachter und Betrachterinnen aus anderen (Bundes-) Ländern an den 2. Weltkrieg erinnern. In diesem Abschnitt der Ausstellung wird darauf verwiesen, daß die noch sichtbaren Gedenksteine und Beutestücke „[...]heute im Zeitalter guter Nachbarschaft und europäischer Zusammenarbeit“ hoffentlich (!) Bedeutungswandel erfahren haben. Folgende Vitrine enthält Erinnerungsstücke an die Schlacht von Eckernförde, sowie den Hinweis darauf, daß es sich um „Kriegstrophäen“ handelt. Außerdem wird der Mythos des Schulschiffes „Gorch Fock“ der Bundesmarine durch den Hinweis auf Fakten, wie zum Beispiel das Baujahr 1958, aufgedeckt. Was denn diese Creme hier

5 Die Kamera erinnert auch an die Ausschnitthaftigkeit jeden Bildes.

6 Siehe z. B. Wilhelm Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. 2. überarb. u. erw. Auflage Berlin 1994.

solle, fragt plötzlich eine andere Betrachterin ihren Begleiter. Deutlich vernehmbar einigen sie sich darauf, daß dies wohl mit dem Motiv der „Gorch Fock“ auf der Dose in Verbindung stehe. Das Ziel, die Betrachtenden durch einen unerwartet hinter Glas vorgefundenen Alltagsgegenstand in Erstaunen zu versetzen, scheint hier also erreicht zu sein.

Als nächstes wird die Büste des Schriftstellers Theodor Storm⁷ präsentiert. Dieser steht stellvertretend für die Verfasser, die das Bild, die Wahrnehmung der Landschaft, und schließlich sogar die Landschaft selbst mitgeprägt haben. Ein materieller Hinweis auf diesen Einfluß ist beispielsweise die ausgestellte Wetterfahne mit Schimmelreiter. Wer bisher „ein Land- eine Sprache“, und zwar „Plattdeutsch“, gedacht haben könnte, wird daraufhin mittels Karte zur Verbreitung der Sprachen und Dialekte eines besseren belehrt.

Ein paar Schritte weiter informiert eine Texttafel über neuere Einsichten zur Kleiderforschung. Obwohl das Thema mit Hinweis auf eine 1998 folgende Ausstellung nur angerissen wird, geht daraus hervor, daß mittlerweile auch Kleider nicht mehr unhinterfragt der Bevölkerung einer Region zugeordnet werden. In der anschließenden Vitrine werden „Mützen und Schuhe“ präsentiert.⁸

Nun kündigt ein Wirtshausschild das Thema Nahrung(sforschung) an. Während der mit „Angler-Muck“ gedeckte Tisch ein idyllisches Bild bietet, das jedoch mittels textueller Infragestellung der Zuordnung von Nahrungsmitteln zu einer Region angekratzt wird, erfolgt an einer großen Stellwand die Präsentation der Verpackungen von Lebensmitteln wie Kölln-Haferflocken, die in den meisten Supermärkten Deutschlands, und mittlerweile teilweise auch in anderen EU-Ländern, gekauft werden können. Ja, in Schleswig-Holstein werden auch Produkte produziert, deren äußerer Aufmachung man dies nicht unbedingt ansieht - dem Lübecker Marzipan am Ende des Arrangements wohl schon. Hier lohnt es sich darüber nachzudenken, weshalb man bestimmte Nahrungsmittel als „Spezialitäten“ einer Region zuordnet, andere hingegen nicht. Während die einen oder anderen Betrachtenden mit „Möschepott“, „Sprottenkiste“ und „Klob“ in der folgenden Vitrine vertraut sein mögen, erstaunt wohl manche, welche die Gegenstände hauptsächlich aus dem Museum kennen, ein Hinweis, der gute Zustand der Exponate sei keineswegs selbstverständlich, denn es handle sich um Minnegaben, die kaum benutzt wurden. Museale Praxis wird mittels Text reflektiert. Von dort aus wird sozusagen die Brücke direkt zur Welt geschlagen. In der Vitrine

7 „Er“ befindet sich wohl mittlerweile wieder in Husum.

8 Einem Soldaten der Bundesmarine, dessen Uniform der des fiktiven Uniformträgers gleich neben der Vitrine entspricht, kann wohl häufiger auf der Straße begegnet werden, als den beiden, wiederum fiktiven, Trachtenträgern männlichen und weiblichen Geschlechts. Auf sie (und den Betrachter oder die Betrachterin !) ist übrigens die Kamera der Betrachtergestalt (s.o) gerichtet.

befinden sich einige Gegenstände, beispielsweise Tabakdosen aus Messing und Tonpfeifen, hergestellt in den Niederlanden, und Muckengläser, importiert aus dem Schwarzwald, welche mit Schleswig-Holstein in Verbindung gebracht werden; wer jedoch die Folie „Vom Schwarzwald nach Schleswig“ aufmerksam liest, erfährt, daß dies keinesfalls so selbstverständlich ist: Hier vermag wiederum der historische Hintergrund Klärung zu verschaffen - er verdeutlicht, daß sogar ausländische Aufschriften nicht an der „Vereinnahmung“ hinderten, was im Alltag kaum hinterfragt wird.

Anschließend ist zu sehen, daß nicht nur Gegenstände sozusagen nach Schleswig-Holstein gewandert sind, sondern auch ein Teil, der sonst eher als „bodenständig, zurückhaltend und konservativ“ bezeichneten Bevölkerung am internationalen Seehandel, an Grönlandfahrten zwecks Walfangs und Fahrten nach Guinea beteiligt war. Als Belege dienen beispielsweise ein Pottwahlzahn, das Modell eines Walfangsschiffes und weitere Exponate aus dem 19. Jahrhundert. In diesem Teil der Ausstellung wird eindrücklich darauf hingewiesen, daß Schleswig-Holstein niemals homogen war und daß auch frühere Ein- und Auswanderer das Land, keinesfalls zum Negativen, mitprägten.⁹ Waren bisher überwiegend Dinge zu sehen, die mit Schleswig-Holstein in Verbindung gebracht werden, was bei Mißachtung der Texttafeln auch zur Verdoppelung statt zur Hinterfragung der Klischees führen könnte, wird mit dem Halseisen von einer west-indischen Zuckerrohrplantage ein Gegenstand gezeigt, den man - jedenfalls vor Besuch der Ausstellung - kaum mit Schleswig-Holstein in Verbindung gebracht hätte. Die ursprünglich holländischen Kacheln hingegen schon. Wohl weniger jedoch aus dem Grund, daß sie, im Gegensatz zu den vorher gezeigten Kriegstrophäen, an friedliche Interaktionen zwischen Völkern erinnern. Auch die Auswanderung in die USA in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, mittels Gegenständen dargestellt, die für Auswanderer von Bedeutung gewesen sein dürften, bricht einmal mehr das Bild „eben hinterm Deich“. Schließlich erinnert ein Arrangement, von Objekten, z.B. ein zum Topf umgewandelter Helm, an Mangel nach dem Zweiten Weltkrieg, sowie die Tatsache, daß über eine Million Flüchtlinge ins nördlichste deutsche Bundesland kamen und diese nicht nur integriert wurden, sondern auch das Land mitprägten. Hiermit endet allerdings die Darstellung. Später immigrierte Mithürgerinnen und Mithürger, beispielsweise aus der Türkei, und ihr Stellenwert im heutigen Schleswig-Holstein finden innerhalb der Ausstellung leider keine Erwähnung.¹⁰

9 Die Selbstbilder heutiger Bewohner sind leider nicht dargestellt. Dennoch erhalten solche, die Schleswig-Holstein gern homogen sähen, eine klare Absage mittels Hinweis auf kulturellen Fluß.

10 Immerhin befindet sich im Ausstellungskatalog ein Beitrag von Kristina Hütemeyer über den dänischen Einfluß im modernen Schleswig-Holstein. Mehl, Heinrich (Hg.): *Typisch Schleswig-Holstein? Merkmale-Meinungen-Mißverständnisse*. Heide 1997.

Vorbei an einer großen Collage mit Rapsfeldern und Windkraftanlagen, auch sie stehen weder eindeutig noch selbstverständlich für und in Schleswig-Holstein, gelangt man an den Tourismusstand, der sowohl Souvenirs aus dem letzten Jahrhundert als auch Veranstaltungsplakate der Karl-May-Festspiele enthält, welche ebenfalls von Bedeutung sind für das Bild Schleswig-Holsteins.

Im nächsten Teil der Ausstellung wird der Vorstellung, daß es sich bei diesem Bundesland um ein reines Agrarland handeln könnte, deutlich Einhalt geboten. Am Beispiel des Meiereimädchens erfolgt die Hinterfragung der Bedeutung von Kunst bei Bildung und Transport von Stereotypen.

Fakten über Ziegelbrennerei und Reetdach, aber auch Bootsbau, sowie die technische Funktion des Leuchtturms decken Ästhetisierungen auf. Hier stellt sich die Frage, wodurch der Blick, diese Landschaft als Idyll wahrzunehmen, gesteuert wird. Wie kommt es, daß Dinge, die ja technische Funktion hatten oder haben, als ästhetisch wahrgenommen werden? Bereits im 19. Jahrhundert gab es Industrie im Lande, was am Beispiel zweier Firmengeschichten gezeigt wird. Wurde bereits vorher auf die im Lande produzierten Nahrungsmittel hingewiesen, so wird spätestens jetzt vermittelt, daß die Landwirtschaft mit 2% der Bruttowertschöpfung im heutigen Schleswig-Holstein eher marginal ist, wohingegen sekundärer und besonders tertiärer Sektor dominieren. Der Demonstration dienen Schiffsmodelle, Handys, sowie Einwegspritzen „made in Neumünster“.

Schließlich lädt der Antikladen, auch er wahrlich keine Seltenheit, zur Betrachtung ein. Wer sich jedoch die Mühe macht, die keineswegs ins Auge springende Texttafel zur Rechten der Tür zu lesen, erhält die wichtige Information, daß Objekte hier, ob nun in Museen oder Wohnsitzen vorhanden, aus dem historischen Zusammenhang gerissen sind. Zudem wird nochmals daran erinnert, daß die meisten der tatsächlich im Alltag benutzen Gegenstände kaum erhalten sind. Insofern erfolgt am Ende der Ausstellung, in Anbetracht von Kapitänsbildern, Votivschiffen, Buddelschiffen, Mangelbrettern, nochmals Reflexion von Museumspraxis.

Überzeugt davon, daß hier Stereotypen insbesondere mittels textueller historischer Information in ein anderes Licht gerückt wurden, verläßt die Betrachterin die Ausstellung.¹¹ In mehreren Fällen dürfte das Erstaunen über einen Alltagsgegenstand, oder einen Gegenstand, den man nicht kannte, auch weniger textfixierten Betrachtenden Anlaß zum Lesen der Texte gewesen sein. Dafür, daß dem jedoch nicht immer so war, spricht beobachtetes, eher zügiges Durchschreiten der Ausstellung manch anderer Besucherinnen und Besucher. Inwieweit und in welche Richtung sie ihr bisheriges Bild überprüft haben, ist schwer zu sagen.

11 Silke Kral M.A. sei für freundliche Begleitung gedankt.

Ausblicke

Inzwischen ist die Ausstellung abgebaut. Was bleibt, ist ein umfassender Ausstellungskatalog, in dessen Vorwort u.a. auf weitere zu regionalen Stereotypen veranstaltete Ausstellungsprojekte verwiesen wird.¹² Ein überregionaler Vergleich könnte durchaus über die Genese, sowie die derzeitige Bedeutung und Funktion von Stereotypen Aufschluß bringen und informieren. Zu vergessen ist ebenfalls nicht, daß die Volkskunde an vorfindbaren Mythen teilweise kräftig mitgestrickt hat und auch heute Deutungsangebote liefert, die sie gelegentlich zu reflektieren hat.¹³ Wie derartige Ausstellungen von Besuchern und Besucherinnen rezipiert werden und ob sie, sicher nicht zur Abschaffung von Stereotypen, aber zur Veränderung von Wahrnehmungsweisen beitragen, wäre eine weitere wichtige Frage.

12 Mehl, Heinrich (Hg.): Typisch Schleswig-Holstein? Merkmale-Meinungen-Mißverständnisse. Heide 1997.

13 Vgl. z.B. Becker, Siegfried: Interethnik und kultureller Frieden. Zum Konzept des Ethnischen in der Europäischen Ethnologie. In: Roth, Klaus (Hg.): Mit der Differenz leben. Münster/München/New York 1996. S.133.

Buchbesprechung

Doris Tillmann: „Früh aufstehen, arbeiten und sparen“. Landfrauenleben zwischen 1900 und 1933. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Boyens & Co., 1997, 184 S., 97 Abb., DM 36,-.

Doris Tillmann präsentiert in „Früh aufstehen, arbeiten und sparen“ die Ergebnisse ihrer Dissertation¹, und zwar in einer gerafften, illustrierten und breitere Leserkreise ansprechenden Form. Im Vordergrund steht die Frage, wie sich der Übergang von den traditionellen zu den modernen Lebens- und Arbeitsweisen der Landfrauen in Schleswig-Holstein gestaltete. Als deutliches Merkmal des Wandels hebt Doris Tillmann die Tatsache hervor, daß der produktive Charakter der Hausarbeit auf dem Land seit Ende des 19. Jahrhunderts an Bedeutung verlor und die Selbstversorgung des bäuerlichen Haushaltes bis zum Ersten Weltkrieg zugunsten einer zunehmenden Konsumorientierung immer weiter aufgegeben wurde. Das betraf zumindest die größeren Betriebe. In den mittel- und kleinbäuerlichen Familien war diese Entwicklung weniger stark ausgeprägt, weil es hier meist an der nötigen finanziellen Grundlage fehlte. Gleiches gilt für die Aspekte der sogenannten Verbürgerlichung und der repräsentativen Funktionen der Haushaltsführung. Die Krisen während des Krieges, in der Nachkriegszeit und gegen Ende der 1920er Jahre führten dann zu einer Rückbesinnung auf traditionelle Arbeitsformen und Werte, „Eigengemachtes“ stand nun wieder höher im Kurs. Sparsamkeit und Fleiß, Leistungsbereitschaft und Pflichtgefühl für Familie, Haus und Hof waren als Tugenden besonders gefragt, und offensichtlich haben sich sehr viele Frauen bis zur Selbstaufgabe in das von ihnen Verlangte gefügt. Die Krisenzeiten führten außerdem zu einer Mehrbelastung der Frauen:⁴ Zum einen mußten sie während des Krieges den Mangel an männlichen Arbeitskräften durch verstärkten eigenen Einsatz ausgleichen, und zum anderen erweiterte sich in den 1920er Jahren ihr Aufgabenbereich, weil wegen der schlechten wirtschaftlichen Lage in vielen landwirtschaftlichen Betrieben das Personal reduziert wurde. Oft kam es dabei zu einer körperlichen und psychischen Überbeanspruchung der Bäuerinnen, aber Doris Tillmann weist darauf hin, daß sich aus dieser Situation heraus auch positive Effekte ergaben. Die Frauen erzielten durch die Verrichtung von „Männerarbeit“ einen Kompetenzgewinn und damit eine Stärkung ihres Selbstbewußtseins, während gleich-

1 Doris Tillmann: Der Landfrauenberuf. Bäuerliche Arbeit, Bildungsstätten und Berufsorganisationen der Landfrauen in Schleswig-Holstein 1900 - 1933 (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 36). Neumünster 1997.

zeitig das öffentliche Bewußtsein auf die große volkswirtschaftliche Bedeutung der ländlichen Frauenarbeit gelenkt wurde. Die Bestrebungen zur Verbesserung der Lage der Bäuerinnen erhielten von hier aus einigen Auftrieb, was sich vor allem im Ausbau der Organisation der landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine und des ländlich-hauswirtschaftlichen Ausbildungswesens sowie in ersten Schritten zur gesellschaftlichen Anerkennung des Berufs der Landfrau äußerte. Die im Zusammenhang mit der Professionalisierung und der sozialen Aufwertung propagierte Verpflichtung der Landfrauen zum als „Dienst am Vaterland“ verstandenen „Kampf um die Scholle“ führte aber auch in eine gedankliche Nähe zu nationalsozialistischen Anschauungen. Hinzu kam, daß „die Betonung familiärer Werte und die Glorifizierung eines bäuerlichen Lebensstils durch die Nationalsozialisten“ [S. 155] ohnehin den Vorstellungen vieler Landfrauen entsprachen. Wie in vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen war also auch hier eine bereitwillige Basis für die NS-Herrschaft vorhanden, selbst wenn die Landfrauen mit der dann folgenden Gleichschaltung ihrer Vereine und Verbände nicht einverstanden waren, da sie damit ihre über lange Jahre hinweg erkämpfte eigenständige Berufs- und Interessenvertretung verloren. Zu offenem Protest kam es freilich nicht.

Doris Tillmann beschreibt die Veränderungen des Landfrauenlebens in komprimierter Form, und wer nach einem knappen populärwissenschaftlichen Abriß dieses Themas sucht, wird zu dem vorliegenden Buch greifen und sich an den vielen, zum Teil aus privaten Fotoalben stammenden Abbildungen und den im letzten Kapitel angefügten zeitgenössischen Küchenrezepten erfreuen können. Getrübt wird die Freude allerdings dadurch, daß das Buch ausgesprochen nachlässig lektoriert worden ist.

Nils Hansen

Gesucht - Gefunden

Suche

Kunstkalender Schleswig-Holstein

Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch

aller Jahrgänge. Angebote bitte an Jochen Storjohann, Barmisser Weg 3, 24245 Großbarkau, Tel. 04302/279.